Nr. 468 A

Bibliothek-Ordnung

d. Deutschen Transportarbeiter-Verbandes, Sitz Berlin

1.

Die Bibliothek befindet sich **Michaelkirchplatz 2, vorn part.** Die Ausgabe der Bücher erfolgt in der Zeit von 9—3 **Uhr**; außerdem **Montags** und **Freitags** von morgens 9—8 Uhr abends **ohne Unterbrechung. Sonntags** ist die Bibliothek geschlossen.

2.

Jedes Mitglied der Verwaltungsstelle Berlin ist berechtigt, sofern es mit seinen Beiträgen nicht über **vier Wochen** im Rückstande und über **15 Wochen** Mitglied ist, gegen Vorzeigung des Mitgliedsbuches **ein** Buch zu entleihen.

3.

Die Leihzeit der Bücher beträgt **vier Wochen.** Bei Ueberschreitung der Leihzeit ist für **jede weitere Woche 1 Mark** zu entrichten, welche zugunsten unserer Bücherei verwendet werden.

4.

Erfolgt nach Aufforderung des Bibliothekars die Ablieferung des Buches nicht, so wird dasselbe abgeholt und sind **hierfür** außer den Fahrgeld- und Strafgebühren **extra 3 Mark** zu entrichten. Mitglieder, welche sich weigern, die Straf- und Abholungsgebühren zu entrichten, werden von der Benutzung der Bibliothek ausgeschlossen.

Durch Bücher, die in viele Hände kommen, können leicht ansteckende Krankheiten übertragen werden. Um dieses zu vermeiden, dürfen Bücher von unseren Kollegen nicht nach Krankenhäusern mitgenommen werden. Mit ansteckenden Krankheiten behaftete Leser (Hauskranke) müssen während ihrer Krankheitsdauer auf das Lesen von Büchern, die aus öffentlichen Bibliotheken stammen, im Interesse ihrer Mitmenschen verzichten.

Die Bezirksleitung.

Die Grossstadtdokumente

die der bekannte Sittenschilderer und Sozialkritiker Hans Ostwald herausgiebt, bieten in äusserst billigen, leicht zu erwerbenden und gut ausgestatteten Bänden jedem Gebildeten die günstige Gelegenheit, auf unterhaltsame Weise das weite, hochinteressante Gebiet der modernen Grossstadt mit ihren Tiefen und Untiefen kennen zu lernen. Besonders werden jene Grossstadtexistenzen und Grossstadtereignisse in gediegener und doch durchaus einem jeden verständlichen fachmännischen Darstellung und Kritik geboten, die von näherer Erörterung in Zeitungen und Zeitschriften ausgeschlossen sind. Die dunklen Persönlichkeiten und dunklen Winkel werden durchleuchtet. Und grosse Stoffgebiete, dem Auge des Uneingeweihten fern, werden ihm nahe gerückt — stets von ersten anerkannten Sachkennern, deren Name dafür bürgt, dass der wissenschaftliche Gehalt durchaus auf der Höhe steht und auch die Form ihm nichts nachgiebt. Ja, diese Bände, die wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit zweifellos von bedeutendem dokumentarischen und kulturhistorischen Wert sind, ermöglichen es geradezu zum ersten Mal, irgend ein eigenartiges Stoffgebiet auf Grund von amüsanter Tatsachendarstellung wirklich ganz zu übersehen und den wissenschaftlichen Kern und die Geheimnisse der Materie zu erfassen.

Nicht Dinge und Vorgänge, die wissenschaftlich schon festgelegt sind, sollen hier geboten werden. Das Meiste wird hier zum ersten Mal schrifftlich fixiert. Und so werden die Grossstadtdokumente sogar den ernsthaften Anspruch auf die Bezeichnung eines Quellenwerkes machen können.

Vor allen Dingen aber soll die Sammlung ein grosses, allseitiges Gemälde der modernen, der heutigen Weltstadt geben. Selbst wer die abscheulichen Schäden der Grossstadt erkennt und fasst, wird ihr doch einen gewissen Kulturwert nicht absprechen können. Und wer ihren Kulturwert preist, wird ihre Mängel nicht übersehen dürfen. Das alles sollen die Grossstadtdokumente bieten: den Wert, die Vorzüge der Grossstadt und ihre Missstände, Verderbtheiten und Verkehrtheiten.

Die Grossstadtdokumente erscheinen in Serien zu je 10 Bänden. Der Preis jedes Einzelbandes beträgt brosch. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—, Die ganze Serie, auf einmal bestellt, kostet brosch. Mk. 9,—, geb. Mk. 18.—.
Bezug kann durch jede Buchhandlung erfolgen.

Großstadt-Dokumente
Herausgegeben von Hans Ostwald
Band 45

Großstädtisches Wohnungselend

Von

Dr. Albert Südekum
Mitglied des Deutschen Reichstags.

4. Auflage.



Berlin und Leipzig
Hermann Seemann Nachfolger
Verlagsgesellschaft m. b. H.

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

Motto:
„Man kann einen Menschen mit einer Wohnung gerade so gut töten, wie mit einer Axt."

Vor ein paar Jahren waren in Deutschland Erörterungen über die Wohnungsfrage einmal recht im Schwange. Der Büchermarkt wurde mit Wälzern und Broschüren überschwemmt, in den Parlamenten, in Vereinen und auf nationalen wie internationalen Kongressen sprach man ein langes und breites über die bestehenden Übel und über die Mittel zu ihrer Linderung und Abwehr. Die Reformer verlangten stürmisch das Eingreifen von Reich, Staat und Gemeinden zugunsten der unglücklichsten Bewohner großstädtischer Massenquartiere und industrieller Siedelungen, mindestens eine planmäßige Begünstigung genossenschaftlicher Selbsthilfe vornehmlich durch die Organe der sozialen Gesetzgebung, stießen damit aber auf den erbitterten Widerstand der am Hausbesitz als einem Gewerbe interessierten Kreise. Die Geister prallten oftmals heftig aufeinander.

Aber bald wurde es wieder stiller. Es ging auf diesem Gebiete, wie es der treffliche Tönnies auf einem größeren geschildert hat: „Die öffentliche Meinung ist in allen Ländern moderner Zivilisation so nachhaltig im Sinne der Reformbedürftigkeit der sozialen Zustände bearbeitet worden, daß ‚soziale Reform' (wie hier: ‚Wohnungsreform') die Geltung eines Schlagwortes erhalten

hat, und daß das Eintreten dafür als selbstverständlich und pflichtmäßig über allem Zweifel zu stehen scheint; die Folge ist, daß gar viele das Schlagwort im Munde führen, ohne etwas Ernstes zu denken und zu wollen, oder daß sie auch, wenn sie soziale Reaktion meinen, von sozialer Reform reden. In Wahrheit hilft das Wort der Sache wenig. Jede wirklich einschneidende Neuerung begegnet dem zähen und gehässigen Widerstand aller derer, die an hohem Kapitalgewinn interessiert sind und dessen Verminderung befürchten". Paßt buchstäblich auf die Geschichte der Wohnungsfrage und Wohnungsreform in Deutschland! Nicht umsonst sind die Mitglieder der staatlichen und städtischen Parlamente zum überwiegenden Teile selbst Hausbesitzer oder in irgend einer Weise an der Höhe der Rente des Wohnbodens interessiert. Und die Erörterungen in Zeitungen und Vereinen? Nun, man liebt doch die Abwechselung! Vielleicht niemand mehr, als die durch dilettantische Neigungen mit der Sozialpolitik verbundenen Elemente, die oftmals prächtige Menschen, in der Regel aber sehr schlechte Musikanten sind und durchaus der bei großen Reformwerken unerläßlichen Zuverlässigkeit und Zähigkeit ermangeln. Eine Zeitlang lassen sie sich auch „Wohnungsfrage" gefallen — lieber allerdings noch die im Eastend von London oder im Neuyorker Bowery als die im Berliner Scheunenviertel oder in Recklinghausen; aber es muß dann wieder ein Ende haben! Das ist nun mal so. Was uns am nächsten liegt, kennen solche Menschen nicht nur am wenigsten, nein, sie wollen es gar nicht kennen lernen, oft weil sie instinktiv fühlen, daß die wohltuende Sicherheit ihrer Stammtischurteile

und die abgestimmte Temperatur ihrer Salongespräche durch Berührung mit den Tatsachen arg ins Schwanken geraten würden. Man kann nur so lange mit leidlicher Gelassenheit die Zustände, unter denen die übergroße Mehrheit unseres Volkes zu leben gezwungen ist, erträglich finden und ihrer Erhaltung sein politisches Interesse zuwenden, wie man von ihnen nur eine dämmernde und oberflächliche Kenntnis hat. Weiß man erst einmal, was ist, dann hört die satte Zufriedenheit, die behagliche Gleichmütigkeit mit einem Schlage auf, und jener Stachel senkt sich dem Wissenden in die Brust, den Ruskin fühlte, als er, ein unerbittlicher Richter und Rechtsucher, die strengen Worte schrieb: "Consider whether, even supposing it guiltless, luxury would be desired by any of us if we saw clearly at our sides the suffering which accomplish it in the world . . . Luxury at present can only be enjoyed by the ignorant; the cruelest man living could not sit at his feast unless he sat blindfold" (Unto This Last, pag. 226). Zu deutsch: „Überlegt einmal, ob wohl auch nur einer unter uns nach Luxus streben würde, selbst vorausgesetzt, es wäre harmlos, wenn wir des Leides Fülle, die untrennbar mit ihm verbunden ist, deutlich vor uns sähen . . . Nur ein unwissender Mensch kann sich heute am Luxus erfreuen; der Grausamste könnte sich nicht zum Schmause setzen, wenn er nicht mit Blindheit geschlagen wäre.“

Freilich täuscht man sich und andere gern mit der Behauptung, jeder liege, wie er sich gebettet habe. Aber mit den abgegriffenen manchesterlichen Redensarten von dem „Schmieden des eigenen Glückes“ und der „Selbstverantwortlichkeit des Individuums“ kann man wirk-

lich heute doch nur noch auf einigen Bänken der Berliner Stadtverordnetenversammlung und vielleicht unter sozialpolitischen Botokuden Eindruck machen.

Ich sagte oben schon, daß dieses Heft die günstige „Konjunktur" verpaßt hat und in eine Zeit offenbarer Minderung des Interesses an dem behandelten Gegenstand hineinplatzt. Es ist also unzeitgemäß. Hoffentlich auch im Nietzscheschen Sinne dieses Wortes. Da es durchaus meinen Wünschen entspräche, wenn es dem geduldigen Leser bei der Lektüre unbehaglich würde, so mögen die Liebhaber gedruckter Himbeerlimonade erst gar nicht weiter lesen. Ich wünschte nur, daß es mir gegeben wäre, eine helle Empörung über das furchtbare Wohnungselend der Großstadt mit allen seinen Neben- und Folgeerscheinungen auszulösen; der Erreichung dieses Zieles will ich gern jeden literarischen Ehrgeiz opfern. Ich weiß freilich wohl, daß auch eine so entflammte Empörung sich nicht sofort in Taten umsetzt, insofern also als „unfruchtbar" gescholten werden kann; aber die Erweckung des Willens zur Änderung ist doch der einzige Weg, der zur Änderung führt, sobald die materiellen Vorbedingungen dazu gegeben sind. Und bei der Wohnungsfrage tut der immer erneute Hinweis auf die Dringlichkeit durchgreifender Reformen deshalb besonders not, weil tatsächlich die Opfer des schlimmsten Elends selbst erst aufgerüttelt werden müssen, sie, die unter seinem abstumpfenden Eindruck das Maß für ihren Jammer, das Gefühl für das Unwürdige ihrer Lage und den klaren Blick für deren gesundheitlichen und sittlichen Folgen in den meisten Fällen vollständig verloren haben.

Die Massenquartiere großstädtischer Armut

sind das Grab unserer Volkskraft. Der grauenhaften Verwüstung von Menschenleben muß ein Ende gemacht werden, wenn anders das fressende Übel nicht die Gesundheit der ganzen Nation ernstlich und unheilbar schädigen soll.

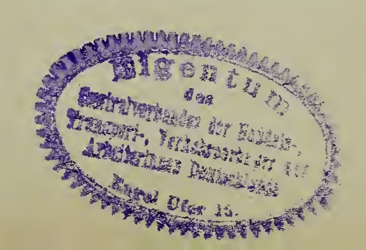
„Man kann einen Menschen mit einer schlechten Wohnung genau so gut töten, wie mit einer Axt." Dies Wort, das ich als Motto meinen Ausführungen vorangestellt habe, deckt meine eigene Meinung. Aber man kann durch schlechte Wohnungen nicht nur Menschen töten, nein, man tut es unausgesetzt, gestern, heute, morgen, und nicht irgendwo in einem wilden Lande, sondern in unseren Massenquartieren, gleich um die Ecke, ja, vielleicht in deinem eigenen Hause oder im Hinterhause! Deshalb müssen wir gegen den Massenmord mobil machen.

Als der verdienstvolle Herausgeber der Großstadtdokumente mir die Anregung zu der Abfassung dieses Heftes gab, nahm ich mir vor, möglichst wenig Zahlen und noch weniger Tabellen zu geben. Ich bin lange genug Schriftsteller, um zu wissen, daß vor den Augen des Durchschnittslesers nur kurze Zahlenreihen Gnade finden — womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß er wenigstens diese läse. Aber soviel, wie gerade ausreichen, um einem Buche einen sozusagen „wissenschaftlichen" Anstrich zu geben, erträgt er immerhin. Und mehr sollen ihm im folgenden nicht zugemutet werden. Schon weil ich ganz mit einer tapferen englischen Schriftstellerin — Margarete Mac Millan — übereinstimme, die einmal von einer Statistik über Kinderarbeit gesagt hat: „In den Statistiken kann man keine müden

Augen, keine bleichen Wangen und abgerackerten kleinen Glieder aufführen." Der Zahl kann man es auch nicht ansehen, was es heißt, wenn 6, 8, 10 Menschen in Berlin in sogenannten „Wohnungen" hausen müssen, die nur aus einem einzigen jammervollen Loche bestehen, zu schlecht, als daß ein weichherziger Tierhalter seinen Gaul oder seine Kuh, ja seine Schweine hineinsperren möchte. Kann man aus den bloßen Zahlen die ungeheure Kindersehnsucht nach einem Stückchen blauen Himmels herauslesen, wenn ich sage, daß es in Berlin noch mehr als 25000 Kellerwohnungen gibt? Hört ihr die Schmerzensschreie geschändeter Kinder, wenn ihr lest, daß die Mieter von Zweizimmerwohnungen in zahlreichen Fällen noch Schlafgänger aufnehmen, die nächtens mit den Halbwüchsigen zusammenhausen müssen? Wißt ihr, wenn ihr in einer Tabelle seht, daß in Berlin 30000 „Wohnungen" nur aus einem Raume bestehen, was es für einen Mann und eine Schar von Kindern heißt, eine lange, lange Nacht auf das bleiche Gesicht der toten Mutter zu starren, ohne die Möglichkeit zu haben, eine Stunde nur allein in einem stillen Winkel seinen Jammer wenigstens ausschluchzen zu können?

Vor mehr als fünfzehn Jahren erzählte einen solchen erschütternden Fall ein Arbeiter in einer vom alten Liebknecht in dem Saale „Zum Eiskeller" in der Chausseestraße veranstalteten Arbeitslosenversammlung. Und heute noch tönt mir die kaum beherrschte Stimme dieses Unglücklichen im Ohr. Seine Frau war ihm gestorben und er hatte mit seinen vier Kindern eine Nacht und fast einen ganzen Tag in dem einzigen Raum, in dem sie hausten, bei der Leiche ausharren müssen!

Als jene Versammlung zu Ende war, und die Teilnehmer sich auf die Straße ergossen, stießen sie auf ein starkes Schutzmannsaufgebot. Im Hofe der Kaserne des Gardefüsilierregimentes waren sogar berittene Polizisten aufgestellt worden. Die Polizei tat auch damals zwar ebensowenig wie andere Behörden, um den unglücklichen Arbeitslosen Arbeit und Verdienst zu verschaffen, aber sie war — wie immer — um so eifriger bemüht, „die Ordnung aufrechtzuerhalten". Truppweise zogen die Versammelten teils in der Richtung nach Tegel zu, verloren sich teils in die Nebenstraßen, gingen teils auch südlich, nach den mittleren und westlichen Teilen der Stadt. Ich schritt hinter einem kleinen Haufen von Arbeitern her, die, durch die Karlstraße abbiegend, dem Tiergarten zustrebten. Es war ein heller leuchtender Wintertag, die dünne Schneedecke knirschte unter dem Schritt der Fußgänger. Als wir zur Tiergartenstraße kamen, gerade um die Mittagszeit, sah man durch die tief herabgehenden Fenster eines schönen Hauses in der Nähe des Kemperplatzes eine festliche Gesellschaft beim Mahle sitzen. Ob bei Gelegenheit des Ordensfestes ein Orden oder der Kommerzienratstitel in dem Hause eingeschlagen hatte, oder ob ein Familienfest gefeiert wurde — jedenfalls empfand ich den Gegensatz zwischen diesem frohen Überfluß und den Schilderungen bittersten Elendes, denen ich eben zugehört hatte, auf das tiefste. Die Arbeitslosen, die vor mir hergeschritten waren, machten einen Augenblick, angezogen durch den Lichterglanz am hellen Tage, vor dem Gartengitter Halt und schauten auf die Tafelnden. Die meisten von ihnen wandten sich aber gleich ab; nur einer blieb noch eine Weile stehen und starrte in den



Glanz und Glast. In diesem Moment erhob sich die Tischgesellschaft; man sah wie sie sich die Hände schüttelten und sich vor einander verneigten, bevor die Herren zum Likör und zu den Zigarren gingen; einen Augenblick später trat ein befrackter Jüngling an der Seite einer prachtvoll gekleideten Dame an das Fenster. Er schaute verwundert auf den Mann, der dort mit beiden Händen das Gartengitter gefaßt hatte und, den Kopf dicht angelehnt, hindurchspähte. Langsam hob er ein Monokel und schob es in das Auge. Plötzlich spie der Arbeitslose in weitem Bogen vor den beiden satten Zuschauern aus; dem befrackten Herrn fiel das Monokel aus dem Auge. Langsam und schlürfenden Schrittes ging der Arbeitslose hinter seinen vorausgeeilten Gefährten her.

So nah berühren sich die Gegensätze, mit so furchtbarer Härte stoßen Hunger und Sättigung, Not und Verschwendung, Verzweiflung und Blasiertheit in unserer großstädtischen Gesellschaft aufeinander. Ich hätte mich damals nicht gewundert, wenn der Arbeitslose, dem man ansah, wie ihn die letzten Wochen mitgenommen hatten, in blinder Wut nach irgend einem Stein gegriffen hätte, um ihn mitten zwischen die tafelnde Gesellschaft zu werfen, nur um sie zu stören und zu schrecken. Daß er es nicht tat, war gewiß vom Standpunkte der bürgerlichen Ordnung aus besser und bewahrte ihn vor einer schweren Bestrafung „im Namen des Königs“ und — des Rechts. Aber die Geduld, mit der die breiten Massen des Volkes ihr schweres Los tragen, mit der sie vor allen Dingen in den jammervollsten Wohnungsverhältnissen ausharren, ist doch nur aus der abstumpfenden Kraft des Elendes

zu verstehen und zu erklären. Menschenwürde und die Kraft zur Hoffnung gehen in den muffigen und stickigen, überfüllten, licht- und luftlosen, lärmenden Wohnungen oft zugrunde. Und damit seelische Kräfte des Volkes, deren Wert sich in Zahlen überhaupt nicht ausdrücken läßt . . .

Es ist abgemacht, daß keine langen Zahlenreihen und keine wuchtigen Tabellen auf den folgenden Blättern aufmarschieren sollen. Aber das Wenige, was ich aus amtlichen Veröffentlichungen zusammentrage, empfehle ich darum besonderer Beachtung; ich rufe die Phantasie des Lesers zu Hilfe, damit sie immer ihm das Leben hinter den toten Zahlen ausmale.

Es wäre ein Irrtum, sollte jemand annehmen, er erführe hier über die Wohnungsverhältnisse der Großstadtbevölkerung im ganzen nichts anderes, als was in anderen Büchern bereits gesagt worden ist. Seit vielen Jahren habe ich die Wohnungsverhältnisse der Minderbemittelten zum Gegenstande besonderer Studien gemacht und viele Proletarierbehausungen in vielen deutschen und auch ausländischen Orten besucht und untersucht. In Sachen der Wohnungsfrage tut's das Buchstudium allein nicht, die Anschauung muß belebend hinzutreten; hinwiederum über der Einzelheit, und mag es die eindrucksvollste sein, darf man auch die großen, durch die Statistik offenbarten Zusammenhänge nicht vergessen.

Ich habe, wie gesagt, viele Proletarierwohnungen gesehen, besucht und untersucht; so wie ich sie fand, schildere ich sie. Aber ich habe nicht etwa auf Allerschlimmstes und deshalb wenig Beweisendes Jagd gemacht. Das

muß man sich vor Augen halten, denn — es gibt sicherlich noch viel Schlimmeres.

Ich erinnere mich noch deutlich meiner ersten Forschungsreise in das dunkle Land der Berliner Armenwohnungen. Es war in der Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Einem Freunde, der damals im hohen Norden als Arzt tätig war, hatte ich mich als Führer anvertraut.

Ein heißer, schwüler Augustnachmittag. Wir kamen in einer der Querstraßen, die von der Müllerstraße nach der Reinickendorfer Straße gehen, in ein menschenreiches Massenmietshaus, eines von jenen, in denen die wirkliche Armut ihr Quartier aufgeschlagen hat. Dort hatte der Arzt im dritten Stock des Quergebäudes eine kranke Frau zu besuchen. Als wir durch das Hoftor schritten, überrannte uns beinahe eine lärmende Kinderschar; Knaben und Mädchen verschiedenen Alters, kümmerliche Lebensanfänge, die sich kaum schon auf den Beinen halten konnten, Abcschützen und bereits der Schule Entwachsende tobten durcheinander mit jenem blechernen Getöse, das oft die armen Großstadtpflanzen so unvorteilhaft und grell von der glücklicheren Jugend des Dorfes und der Kleinstadt mit ihrer stilleren und freudigeren Heiterkeit unterscheidet. Ein paar Kinder mit abgehärmten, altklugen Gesichtern kannten den Arzt, rissen sich auf einen Augenblick von der spielenden Schar los und riefen ihm, indem sie mich, den Fremden, durchdringend musterten, ein ungeniertes „Mahlzeit, Herr Dokta“ zu.

Die stagnierende Luft des engen Hofes lag bleischwer auf dem unsauberen Pflaster, die Wände des Hauses strömten eine brütende Hitze aus, nachdem schon tagelang

die Sonne ihre Glutpfeile unbarmherzig auf die Stein- und Asphaltwüste der staubigen Großstadt herniedergesandt hatte. Ein Gefühl der Beklemmung legte sich mir auf die Brust, als wir durch die enge Tür zum Treppenhaus traten und die Stiegen emporklommen. Fast jede Stufe knarrte und ächzte laut unter unserem Tritt, und obschon wir beide nur leichtes Schuhwerk trugen, vollzog sich der Aufstieg nicht ohne beträchtliches Geräusch. Wie es erst in einem solchen Hause kracht und dröhnt, wenn ein müder, schwerer Mann mit derben Nagelstiefeln die Stufen hinaufstapft, davon macht sich der „herrschaftlich" Wohnende keine Vorstellung.

Auf jeden Treppenpodest gingen drei Türen, die meisten mit mehreren Schildern oder Karten behängt. In diesem Quergebäude gab es fast nur zweiräumige Wohnungen, aus Stube und Küche bestehend. Viele Mieter teilten ihre Räume noch mit Schlafburschen oder Logiermädchen.

Die Patientin meines Freundes, die Frau eines Gelegenheitsarbeiters, hatte der furchtbaren Hitze wegen die Tür der Küche, in der sie lag, und die Tür nach dem Treppenhause hin offen gelassen. Sie ruhte auf einem jammervollen Bett, das eigentlich nur aus einem Haufen zerrissenen Zeuges auf einer knarrenden, buckligen Matratze bestand. Ich wartete auf dem Korridor einen Augenblick, bis der Arzt der Frau mit einigen Worten erklärt hatte, wer ich sei und warum ich mit ihm komme. Sie lud mich mit einer Handbewegung ein, näherzutreten. Die Atmosphäre in dem Raum war fürchterlich, denn wegen des Lärms der spielenden Kinder konnte die Kranke das Fenster den ganzen Tag nicht öffnen. Sie

litt an einer schmerzhaften Fußverstauchung und Sehnenzerrung, die sie sich durch einen Fall auf der Treppe beim Zeitungsaustragen zugezogen hatte. Der „Fall" war, medizinisch betrachtet, nicht bedenklich. Um so schärfer trat hier hervor, welchen Jammer schon ein kleiner Unfall, eine leichte Erkrankung in das sogenannte Heim des Armen bringt.

Nur wenig ärmlicher Hausrat fand sich in dem unwohnlichen Raum. Auf der kleinen eisernen Kochmaschine standen ein paar Töpfe, die nach dem letzten Gebrauch noch nicht gereinigt waren; den einzigen Tisch bedeckten ein paar Teller und Gläser, Zeitungsblätter, Kamm, Bürste und Seifenschale, eine Schachtel mit Salbe zum Einreiben, Teller mit Speiseresten und andere Gegenstände. Der geringe Kleidervorrat der Familie hing an den Wänden; ein paar halbverblaßte Familienbilder und ungerahmte Holzschnitte aus einer illustrierten Zeitung bildeten den einzigen Schmuck. Außer der Frau und ihrem Manne lebten in dieser Küche noch drei Kinder, von denen das älteste, ein Mädchen, 14 Jahre, die beiden Knaben etwa 7 und 4 Jahr alt waren. Das Bett der Kranken, die einzige sichtbare Schlafgelegenheit, war etwas quer geschoben, so daß sie von ihm aus, ohne sich zu erheben, den Wasserzapfhahn erreichen konnte; hinter dem Bett eine Kommode; in der Ecke ein Korblehnstuhl, sonst nur zwei hölzerne Schemel ohne Lehne.

Während ich diese Beobachtungen machte und mir den Befund aufschrieb, untersuchte der Arzt den kranken Fuß und redete der Frau mit einigen gütigen Worten Mut ein; er wußte von früheren Besuchen, daß sie in ihrer Hilflosigkeit nahe daran war, den letzten Rest von

Lebensmut zu verlieren. Ihr Mann war Flaschenspüler bei einem Bierverleger; die Arbeit wurde schlecht bezahlt, sollte aber „dauernd" sein, d. h. auch über den kommenden Winter anhalten, weshalb der Mann nicht wagte, besser entlohnte Beschäftigung, etwa bei einem Bau, zu suchen.

Mann und Frau stammten, wie sie uns auf unsere Fragen, froh, ein wenig plaudern zu dürfen, gern erzählte, aus einem Dorfe bei Belgard in Pommern, waren etwa zehn Jahre vorher mit einem Kinde nach Berlin gekommen, aus „politischen Gründen", wie die Frau naiv hinzufügte, weil der Mann mit dem Gutsbesitzer in Konflikt geraten war. „Er ist ein ‚Sozialer', aber sonst ein sehr guter Mann", sagte die Frau erklärend und zugleich entschuldigend.

Ich fragte die Frau nach ihren „Wohnschicksalen" in der Großstadt.

Zuerst hatten sie in Lichtenberg, damals noch ein ziemlich unansehnliches Dorf, Unterkunft gefunden, wo ein Bruder des Mannes bereits wohnte. Dann waren sie nach Pankow gezogen, wo der Mann zwei Jahre bei Straßenbauten gute Arbeit gehabt hatte. Endlich kamen sie in die Stadt. Die Kranke wußte nicht mehr alle Straßen zusammenzufinden, in denen sie gehaust hatten, tatsächlich nicht einmal anzugeben, in welchen Wohnungen ihre letzten beiden lebenden Kinder geboren waren; sie konnte nur schätzungsweise sagen, daß sie durchschnittlich alle sechs Monate das Domizil gewechselt, also wohl damals schon 15 verschiedene Wohnungen innegehabt hatten. Meistens hatten sie nur einen Raum ermieten können, seit sie in Berlin selbst wohnten; nur etwa

zwei Jahre lang im ganzen, bei etwas höherem Verdienste und regelmäßiger Arbeit des Mannes, konnten sie in besser ausgestatteten Zweizimmerwohnungen weilen. Jedesmal, wenn es schien, als ob es ihnen dauernd etwas besser gehe, waren sie durch eine Krankheit oder durch ein, manchmal verfrühtes, Wochenbett — die Frau hatte im ganzen deren sechs durchgemacht — oder einen Todesfall wieder zurückgeworfen worden. Armenunterstützung hatten sie noch nicht in Anspruch genommen, waren dagegen wiederholt gelegentlich beschenkt worden, nachdem die Kranke einst in der Frau eines rasch zu Vermögen gelangten ehemaligen Maurerpoliers eine Jugendfreundin entdeckt hatte. In der jetzigen Wohnung hausten sie schon über sechs Monate; das sog. „Zimmer" war abvermietet worden; die Küche kostete ihnen danach noch ungefähr 8—9 Mark im Monat.

Wie die Familie schlief? Mann und Frau in dem einzigen Bett. Die Kinder wurden auf ausgebreiteten Kleidungsstücken untergebracht und durften erst dann ins Bett kriechen, wenn Vater und Mutter — gewöhnlich vor 5 Uhr morgens — aufgestanden waren. Die kleinsten Kinder waren jeweils in einem Korbe, gelegentlich auch, wenn die Frau zu irgend einem Gange das Zimmer verlassen mußte, in einem halbaufgezogenen Schub der Kommode gebettet gewesen.

Als die Frau uns dies erzählt hatte, fiel die ganze Wucht des Jammers wieder auf sie. Ihr Mann war schon seit einigen Tagen abends immer nur auf kurze Zeit in der Wohnung erschienen; er zog es vor, in diesen heißen Augustnächten irgendwo auf dem Rasen zu schlafen, statt sich in der heillosen Hitze der Küche ruhelos herum-

zuwälzen. Den ganzen Hausstand mußte das 14jährige Mädchen besorgen, das stundenweise als Ausläuferin beschäftigt war. Die Frau flehte den Arzt an, sie in ein Krankenhaus schaffen zu lassen und die Kinder in das Waisenhaus zu bringen; als er ihr die Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches klar machte und auch darauf hinwies, daß dies doch gar nicht zu ihren sonstigen Äußerungen der Furcht vor dem „Spital" stimme, erklärte sie ihm, daß sie es in dem fürchterlichen Massenmietshaus kaum noch aushalten könne: der entsetzliche Lärm, die Hitze, das Geschiebe und Gedränge der Menschen, das Poltern und Schimpfen über ihr und neben ihr und unter ihr und doch auch wieder das Gefühl der vollständigen Vereinsamung in dieser Karawanserei sei in den letzten Tagen so übermächtig in ihr geworden, daß sie fürchte den Verstand zu verlieren und sich aus dem Fenster zu stürzen. Wenn nicht ihr Blick auf die spielenden Kinder gefallen wäre, hätte sie das vielleicht schon getan . . .

Solcher Beschreibungen könnte ich eine an die andere reihen; in meinen alten Notizbüchern stehen Aufschreibungen aus München, aus Leipzig, aus Dresden, aber auch aus kleinen Städten, stehen die Ausmaße und die Qualitätsbezeichnungen für die Wohnungen armer Landarbeiter: überall und überall dasselbe jammervolle Elend. Denn was ich hier mitgeteilt habe, das ist der normale Zustand für einen erheblichen Bruchteil nicht nur der großstädtischen, sondern der ganzen deutschen Arbeiterbevölkerung. Alle Familien, die auf nur einen Wohnraum angewiesen sind, müssen so vegetieren. Bei

einer ist das Zimmer oder die Küche etwas größer als bei der anderen; bei der einen wird der Raum etwas reinlicher gehalten als bei der anderen; bei der einen versteht die Mutter mit einem Stückchen alter Gardine, mit einem zierlichen Tellerbrett, mit einem alten Sofa den Anschein einer gewissen Behaglichkeit wenigstens vorzutäuschen; dort hält man sich einen Kanarienvogel im gepflegten Käfig, oder man zieht ein paar Geranien in dem „Park" auf dem Fensterbrett: aber im ganzen bleibt es doch immer dasselbe — menschenunwürdige Hausungen, bei denen Gesundheit und Sittlichkeit der Insassen in der widerlichen Enge gedrängtester Leiblichkeit zuschanden werden müssen, Heiterkeit und Gemütsruhe, Familiengefühl und Hilfsbereitschaft, Gemeinsinn und Enthusiasmus auch in den letzten Resten allmählich verloren gehen. Vor 20 Jahren sagte Gustav Schmoller: „Der Ausgangspunkt des Wohnungsproblems ist psychologischer Natur. Es fragt sich, welche Wirkung die verschiedene Art des Wohnens auf die menschlichen, hauptsächlich die sittlichen Eigenschaften ausüben." „Es" fragt sich gar nicht! Geheimräte und Professoren, Parlamentarier und Stadtverordnete „fragen"! Aber sie tun nichts, sie kennen nicht einmal die ganze Größe des Elendes, kaum Stichproben davon; wenn sie von Arbeitern reden, denken sie nur an den höchst bezahlten, durch die Kraft seiner Gewerkschaft gestützten Buchdrucker oder Mechaniker oder Bauhandwerker mit 30 und mehr Mark Wochenlohn; und wenn in der bourgeoisen politischen Kannegießerei von Proletariern die Rede ist, dann taucht mit unvermeidlicher Regelmäßigkeit der bekannte Maurergeselle auf, der Champagner aus einem Weiß-

biergläse getrunken hat und Droschke gefahren ist. Gewiß, es gibt auch — relativ — gutgestellte Arbeiter, Leute, die sich eine gewisse Behaglichkeit gönnen dürfen. Aber das sind die wenigsten. Wenn diese sich eine anständige Wohnung mieten können, vom Abzahlungsgeschäft sich leidliche Möbel holen, dann könnten sie auch einmal, ohne geniert zu sein, einem Geheimen Regierungsrat ihre Wohnungstür öffnen. Aber noch einmal: Das sind die wenigsten, das sind Ausnahmen. Die große Masse steht tief, tief unter diesen; und in nichts prägt sich die tiefere wirtschaftliche und soziale Stellung so deutlich aus, wie gerade in der Wohnung.

Ich lenke an dieser Stelle die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf die regelmäßigen Veröffentlichungen der Berliner Ortskrankenkasse der Kaufleute und Apotheker, die seit vielen Jahren ihre Krankenbesucher mit einer Prüfung der Wohnungsverhältnisse der kontrollierten Patienten beauftragt hat. Manche Schilderungen aus diesen Wohnungsenquêten lassen dem fühlenden Menschen beinahe das Blut in den Adern erstarren. Da sie durch bildliches Material — Photographien typischer „Wohnungen" — ergänzt werden, so fehlt es ihnen wahrlich nicht an Anschaulichkeit. Aus der letzten dieser Veröffentlichungen — über das Jahr 1907 — seien nur ein paar Angaben, wirkliche „Großstadtdokumente", mitgeteilt: Im ganzen erstreckten sich die Erhebungen auf die Wohnräume von 12617 Patienten der erwähnten Krankenkasse, und zwar 6754 männlichen und 5863 weiblichen. Von ihnen wohnten 5236 männliche und 4992 weibliche (zusammen 10228) in ihren Familien, und 2389 (1518 bzw. 871) in Schlafstellen. Den meisten stand

nur höchst mangelhaft Raum zur Verfügung. Aber auch das Licht fehlt. 1237, das sind 9,1 Proz. der Erkrankten, wohnten in dunklen Räumen, von denen 114 sogar nicht einmal ein Fenster besaßen. Naturgemäß leiden unter diesem Mangel an Licht und Luft besonders die in den Hinterhäusern wohnenden Patienten, wo der Anteil der dunkeln Wohnungen fast doppelt so groß ist wie in den Vorderhäusern. Doch damit nicht genug. Ein anderer Feind der Gesundheit, die Feuchtigkeit, herrscht ausgedehnt in den Wohnungen. 485 Wohnungen waren feucht, und diese Plage tritt wieder in den Hinterhäusern besonders stark auf, über doppelt so oft wie in den Vorderhäusern. In den feuchten Räumen herrschten rheumatische Erkrankungen besonders vor. 349 Räume hatten dabei überhaupt keine Heizgelegenheit; natürlich litten darunter die Schlafstellen am häufigsten. Die anderen Räume sind aber auch nicht immer mit idealen Heizapparaten ausgerüstet. In Berlin herrscht der norddeutsche Kachelofen vor. Wo aber eiserne Öfen benutzt werden, sind das gewöhnlich ganz primitive Konstruktionen, die viel Heizmaterial verzehren, rasch wieder abkühlen und dem Zimmer nicht die behagliche, stetige Wärme des Kachelofens geben. Der eiserne Ofen ist in jedem Falle eine unhygienische Heizvorrichtung, und diese wurde in 258 Räumen vorgefunden. Für lungenkranke sowie für rheumatische Patienten und solche mit Erkrankungen der Atmungsorgane ist der eiserne Ofen von größtem Nachteil. Eine nie versiegende Quelle der Ansteckung und Weiterverbreitung infektiöser Krankheiten ist das gedrängte Beisammenwohnen. Nur in verhältnismäßig wenigen Fällen bewohnen die Patienten (!)

die Krankenzimmer allein. Um eine Anschauung von diesen Verhältnissen zu geben, sei eine kleine Übersicht mitgeteilt, die angibt, wieviel Personen bei Tage und bei Nacht den Raum des Patienten teilten. Es bewohnten den Raum des Kranken von den

mit Personen		in Familien lebenden Kranken		in Schlafstellen od. möbliert wohnenden Kranken	
		bei Tage %	bei Nacht %	bei Tage %	bei Nacht %
keine	m.	5,8	9,5	32,0	31,1
	w.	10,8	13,1	28,6	37,7
1	m.	19,3	29,1	24,6	41,6
	w.	22,2	30,3	27,2	36,3
2	m.	24,0	27,0	15,1	19,4
	w.	23,1	27,7	16,1	16,3
3	m.	20,8	19,1	9,3	5,5
	w.	17,3	16,3	11,7	7,0
4	m.	13,7	8,9	9,1	2,0
	w.	12,6	8,1	9,1	1,7
5	m.	7,9	4,0	4,5	0,3
	w.	6,9	3,0	4,0	0,8
6	m.	4,6	1,6	2,7	0,1
	w.	3,5	1,4	2,3	0,1
7 u. mehr	m.	3,9	0,8	2,6	0,1
	w.	2,5	0,4	1,0	0,1

Man sieht hieraus am besten, welche Gefahren die gesunden Personen bedrohen. Das Zusammenpferchen von Kranken und Gesunden ist eine Kulturwidrigkeit; was soll man dazu sagen, daß den Krankenraum noch 4, 5, 6, 7 und gar noch mehr Personen mit dem Kranken teilen? Das sind nicht etwa Einzelfälle, sondern bei den 0,8 Proz. bzw. 0,4 Proz. der 7 und mehr mit dem Patienten ein Zimmer teilenden Personen handelt es sich noch immer um 42 bzw. 19 Kranke! Die außerordentliche

Gefahr der Übertragung von Krankheiten erhellt auch aus dem Umstande, daß von sämtlichen besuchten in Familie lebenden Lungenkranken nur 12,7 Proz. und von den möbliert oder in Schlafstellen wohnenden Lungenkranken nur 38 Proz. einen Schlafraum zur alleinigen Verfügung hatten, während der übrige große Teil den Schlafraum, oft genug auch das Bett, mit anderen Personen teilten, und das sind etwa 87 bzw. 62 Prozent!

Kein Wunder, daß solche Enthüllungen den lebhaften Unwillen der Hausbesitzer erregt haben, die durch ihre Organisation sogar den Versuch machten, die staatliche Aufsichtsbehörde zu einem Verbot — der Publikationen zu veranlassen. Allerdings, wie zum Lobe der Aufsichtsbehörde angemerkt sei, vergeblich.

Fast alle bisherigen Wohnungsschilderungen, die wir in Deutschland gehabt haben — ihre Zahl ist Legion — sind Zustandsschilderungen, sozusagen Querschnitte durch die Verhältnisse bestimmter Orte oder Teile von Orten zu einer bestimmten Zeit. So wertvoll diese Querschnitte zur Erkenntnis der Wohnungszustände sind, so wenig sind sie doch geeignet, die Nachteile dieser Zustände für einzelne Personen und breite Bevölkerungsschichten uns in ihrer ganzen Größe vor Augen zu stellen. Wenn wir lesen, daß eine, vielleicht mit Namen bezeichnete Arbeiterfamilie, an einem bestimmten Tage eine Wohnung von bestimmter Größe der Bodenfläche und des Luftraums innegehabt hat, so kann das unter Umständen sehr ergreifend sein; da aber nichts darüber gesagt ist und gesagt werden kann, ob nicht dieselbe Familie früher in einer besseren Wohnung gelebt hat oder demnächst in

eine bessere hineinkommt, so geben uns jene Nachweisungen offenbar kein vollständiges Bild. Will man ein solches gewinnen, so muß man einen anderen Weg beschreiten. Es kommt dann darauf an, die Wohnungsgeschichte einzelner Menschen, bestimmter Familien und bestimmter genau zu umschreibender Bevölkerungsschichten in der Zeitfolge zu erforschen. Man kann auch eine andere Methode befolgen, die zwar nicht zu denselben, aber doch auch zu beachtenswerten Resultaten führt, nämlich die Erforschung der Verwendungsgeschichte bestimmter Häuser, die Feststellung, welche Mietsparteien in ihnen nacheinander gewohnt haben. Diese zweite Methode hat in Frankreich einige Anhänger gefunden, die zur Unterstützung ihres Vorschlages, für jedes bestehende Haus in einer Stadt eine Individualkarte bei einer Behörde einzurichten und durch regelmäßige Eintragungen evident zu halten, derartige Hausgeschichten probeweise verfaßten. Die Resultate waren nicht uninteressant; in Frankreich gibt es sehr viele Städte, die nur einen ganz geringen Bevölkerungszuwachs zeigen und infolgedessen auch nur wenig Neubauten aufzuweisen haben. Was an neuen Wohnungen überhaupt hergestellt wird, dient fast ausschließlich den wohlhabendsten Schichten, die aus engen und unbequemen Straßen in luftigere mit Gartenanlagen durchsetzte Quartiere ziehen. Ihre verlassenen Häuser werden dann durch Teilung der Wohnungen zu Proletarierhausungen eingerichtet. Manches stolze Familienhotel, in dem noch unter dem zweiten Kaiserreich ein provinzieller „Salon“ blühte, ist seither zu einem schmutzigen Logis für arme Leute geworden. In Deutschland haben wir solche Verhältnisse nur an verschwindend

wenigen Orten. In den Großstädten jedenfalls werden unverhältnismäßig mehr Massenmietshäuser hergestellt als Privatvillen; und wenn hier die Entvölkerung der City rasch und in steigendem Umfang vor sich geht, so werden doch die verlassenen Wohnhäuser alter bürgerlicher Familien nicht etwa nachdrängenden Proletarierscharen übereignet, sondern in den allermeisten Fällen niedergerissen, um reinen Geschäftshäusern oder Werkstätten Platz zu machen. In Berlin sehen wir das auf Schritt und Tritt. Vom Hackeschen Markt bis zum Hausvogteiplatz, dann westlich bis an das Ende der Leipzigerstraße und nördlich bis zur Invalidenstraße sind die Häuser sehr zahlreich, in denen eigentlich nur noch der Portier und der Heizer mit ihren Familien Wohnung haben, während der ganze übrige Raum von Kontoren, Lägern und Läden in Anspruch genommen ist.

Unter diesen Umständen können wir uns von dieser zweiten Methode bei uns keinen besonders günstigen Erfolg versprechen. Es ist mir auch nicht bekannt geworden, daß man sie angewandt hätte. Etwas günstiger aber steht es mit jener ersten. Es ist möglich, durch Umfragen in Proletarierfamilien, wie ich das oben schon kurz angedeutet habe, ihre Wohnungsschicksale, wenn auch nicht vollständig und nicht zweifelsfrei, so doch immerhin in den typischen Grundlinien zu erkunden.

Ich habe mich der Mühe solcher Umfragen schon seit längerer Zeit unterzogen; es ist hier nicht der Ort, das gewonnene Material in seiner Urform zu veröffentlichen; ich muß mich vielmehr darauf beschränken, die allgemeinen Resultate mitzuteilen, indem ich versuche, für unsere großstädtischen Verhältnisse typische Fälle mit-

einander innerlich zu verknüpfen. So wollen wir im folgenden darstellen, wie das arme Kind großstädtischer Eltern in seine Umgebung hineingeboren wird, in welchen Hausungen es leben muß, wie sie auf seine Entwicklung einwirken, seine Lebensart bestimmen, wie es allmählich, immer mehr heranwachsend, jenes Lebensalter erreicht, wo es selbst wieder zur Begründung eines eigenen Heimes schreitet. Was wir so in der Abwandlung eines Einzellebens schildern, das ist das Schicksal von Millionen; wir müssen immer uns gegenwärtig halten, daß die Großstadtbevölkerung in den drei Menschenaltern von 1816 bis 1905 auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches von 306000 auf 11½ Millionen angestiegen ist; 1816 waren in Deutschland 2 Großstädte, deren Bevölkerung 1,2 Proz. der Gesamtbevölkerung ausmachte. 1855 belief sich die Zahl der Großstädte auf 6; ihre Bevölkerung betrug schon etwas über 1 Million oder 3 Proz. der Gesamtbevölkerung. 1905 wurden 41 Großstädte mit 11½ Millionen Einwohnern oder 19 Proz. der Gesamtbevölkerung festgestellt. Wenn man die heutigen 41 Großstädte, die als Siedelungen sämtlich schon im Jahre 1816 bestanden, zusammenfaßt und ihre Bevölkerung in jenem Jahr gleich 100 setzt, so ist sie bis 1855 auf 191, bis 1905 auf 913 gestiegen. Seit vielen Jahren finden wir eine starke Wanderung von ländlichen und halbländlichen Distrikten in die Städte, zumal in die Großstädte. Der ganze Geburtenüberschuß ist in den letzten Menschenaltern bei uns fast ausschließlich den größeren städtischen Gemeinden zugeflossen; in den kleineren Siedelungen erreichte die jährliche Zunahme niemals ein volles Prozent, in den Großstädten aber oft 4 Proz. und

noch mehr, nicht auf einem größeren Geburtenüberschuß der Städte, sondern eben auf der Binnenwanderung beruhend, die in ihrer sozialen und allgemeinen geschichtlichen Bedeutung kaum hinter der Völkerwanderung zurücksteht, von der wir einen ganzen Abschnitt der Menschheitshistorie datieren.

Zu einer vollen Würdigung der auf das Individuum wirkenden Wohnungseinflüsse in den Proletarierquartieren der Großstädte bedarf es aber noch der Berücksichtigung des Alteraufbaues der Bevölkerung. Nach der Volkszählung von 1900 standen von der damals im Deutschen Reiche vorhandenen Menschenmenge 29 pro Tausend im ersten Lebensjahr; im Alter von ein bis unter 15 Jahren, also im Kindesalter, befanden sich 319 vom Tausend; im Alter von 15 bis 60 Jahren 574 auf Tausend und im hohen Alter über 60 Jahre 78 pro Tausend; demnach allein 348 auf das Tausend im Kindesalter, oder mit anderen Worten: jeder dritte gezählte Mensch stand in jenem Alter, wo die Eindrücke der Umgebung für die Charakter- und Verstandesbildung im besonderen Maße bestimmend sind.

Die Gesamtzahl der Kinder, um die es sich handelt, läßt sich wenigstens annähernd feststellen: ungefähr jeder fünfte Deutsche wohnt in einer Großstadt, insgesamt 11½ Millionen; jeder dritte Mensch steht im Alter bis 15 Jahren, also leben in den deutschen Großstädten — wenn wir die dort existierende etwas andere Zusammensetzung der Bevölkerung außer acht lassen — zwischen 3 und 4 Millionen Kinder. Von diesen wiederum gehören mindestens 2½ Millionen den Familien der Minderbemittelten an, von denen mehr als

die Hälfte zu den tatsächlich armen Menschen gehören, wenn sie auch keine Armenunterstützung empfangen. Von rund 20 Millionen Kindern in Deutschland steht also weit mehr als der zehnte Teil unter den Einwirkungen des jammervollen großstädtischen Wohnungselends. Das sind mehr als die Weltstadt Berlin Einwohner zählt.

Man kann sich die Bedeutung dieser Zahl kaum groß genug vorstellen. Die Knaben von heute sind die Männer von morgen, die kümmerlichen bleichsüchtigen Mädchen, die jetzt in die Schule gehen, sollen bald die Mütter einer neuen Generation werden. Sind sie noch imstande, kräftige, lebensfrische und lebensfrohe Menschen zu zeugen und ihrem Schoße zu entbinden? Das ist eine sehr schwerwiegende Frage, an der niemand mit gelassener Miene gleichgültig vorbeihuschen darf, schon gar nicht mit der Redensart, es sei ja bis jetzt mit der körperlichen Tüchtigkeit unserer Nation noch immer leidlich gewesen, also brauche man sich auch wohl die Zukunft nicht gar so schwarz vorzustellen. Wenn die körperliche Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes in der Tat bisher bescheidenen Ansprüchen noch genügen konnte, wenn der Deutsche mit einiger Aussicht auf Erfolg den harten Daseinskampf bestand, so wie sein ganzes Volk den Wettbewerb mit andern Völkern, so darf man dabei nicht übersehen, daß die heute in der Vollkraft stehende Generation zum weit überwiegenden Teile noch direkt vom Lande stammt oder wenigstens von landgeborenen Eltern erzeugt worden ist. Dieses günstige Verhältnis wird aber mit zunehmender Verstadtlichung des deutschen Volkes dauernd schlechter. Und daß die Sprossen der

seit einer oder mehreren Generationen in großstädtischen Massenquartieren hausenden Familien deutliche Entartungsmerkmale zeigen, ist leicht erweisbar. Der verstorbene Abgeordnete von Kardorff, ein verbissener agrarischer Heißsporn, rief mir einmal in einer heftigen Reichstagsdebatte zu, die großstädtische Industriearbeiterschaft sei ein „skrofulöses Gesindel“, das mit seiner Lebenstüchtigkeit weit hinter der ländlichen Bevölkerung zurückstehe. Man kann diesen frivolen Satz ob seines beschimpfenden Nebensinnes zurückweisen — daß er einen richtigen Kern enthielt, kann man aber leider nicht leugnen.

Nur böser Wille oder übergroße Unwissenheit können die Schäden gewisser Begleiterscheinungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems leugnen. Weite Bevölkerungsschichten werden von ihnen getroffen; aber am allerschwersten lasten sie auf den Kindern. Die Hygiene des kindlichen Lebens bildet heute einen besonderen Zweig der medizinischen Wissenschaft. Mögen die Forderungen ihrer Vertreter im einzelnen auseinandergehen, darin stimmen sie alle überein, daß jedes Kind, wenn anders es die Möglichkeit haben soll, sich körperlich, geistig und sittlich zu einem Vollmenschen, zu einer Persönlichkeit, zu entwickeln, hinreichend frische Luft am Tage wie bei der Nacht atmen muß, daß es gut ernährt werden, zureichend gekleidet werden, reinlich gehalten werden muß und daß ihm genügend Schlaf gesichert gehört. Dieses alles erscheint selbstverständlich; aber so leicht erreichbar es für die Kinder wohlhabender Eltern ist, denen der Armen ist es unerreichbar. Furchtbare Widersprüche unserer Kultur: dort wo lachende Fluren,

kühle Wälder, murmelnde Bäche, geheimnisvolle Höhlen, wilde Schluchten den Spieltrieb und die Phantasie der Kinder reizen, und ihnen jede Gelegenheit der Entwickelung bieten könnten, wo alles sie einladet, sich auszutoben und auszutollen — da sind unsere Kinder nicht; und dort wo unsere Kinder sind, gibt es keine Wälder und Auen, keine Blumen und Bäume, sondern nur asphaltierte Höfe und staubige, lärmende, gefährliche Straßen, durch die in wilder Hast der Strom des Geschäftslebens jagt, das Laster spaziert. Ein anderes: in dem engen Raum der einzimmrigen Wohnung stößt und drängt sich der vielköpfige Nachwuchs des Proletariers; immer neue unglückliche Wesen werden hinzugeboren, immer von neuem reißt der Tod hier und da eine Lücke; ihrer viel zu viele sind es dennoch; in den hellen, luftigen Wohnungen des Reichen finden die wenigen Kinder, jedes für sich seinen Spielplatz, seinen Arbeitsplatz und seinen Ruheplatz. Dort wo der viele Raum ist, wo Licht und Luft frei eintreten können, da wohnen nur wenige Kinder; aber dort wo der Kinderreichtum der einzige Reichtum ist, da fehlt es auch am notwendigsten Platz.

Die Bedeutung des Genusses frischer Luft für die Entwickelung des kindlichen Organismus braucht hier nicht hervorgehoben zu werden. Aber wie soll frische Luft in die Proletarierwohnungen gebracht werden, bei denen die ganze Anlage in Quergebäuden und Hinterhäusern die Erzeugung eines Durchzuges von vornherein unmöglich macht? Man kann von Leuten, die durch ihren Beruf oder durch einen Zufall in Proletarierwohnungen geführt wurden, selbst aber in anderen Verhältnissen leben, regelmäßig die Bemerkung hören, daß

der Mangel an sauerstoffreicher Luft ihnen am allerehesten aufgefallen ist. Das hat seine guten Gründe, die, wie gesagt, zum Teil in der unhygienischen Anlage dieser Wohnungen, zum Teil aber in der Überfüllung und in der Zusammenhäufung von vielen Wohnungen auf kleinstem Raum beruhen. Wer einmal aufmerksamen Auges durch belgische, niederländische oder englische Arbeiterviertel gewandert ist, der wird bemerkt haben, daß die dort auf den Straßen und in den Vorgärten spielenden Kinder vielfach nicht so sauber gekleidet, nicht so gut gekämmt sind, wie etwa die Berliner Kinder; aber sie haben frischere Wangen, glänzendere Augen, stärkere Glieder. Warum? Weil die Anlage der Wohnhäuser in jenen Ländern den Zutritt frischer Luft in die Wohnräume begünstigt. Solch ein kleines Einfamilienhaus hat vorn und hinten eine Türe; die Zugluft kann hindurchpfeifen und tut es. Aber was nützt es, in einer Berliner Hofwohnung die Fenster zu öffnen? Staub, Dünste und Lärm dringen rasch ein, aber auf ozonreiche Luft wartet man vergebens. Wo übrigens in England die Arbeiterhäuser mit der Rückseite aneinandergestellt werden, der Luftdurchzug also unmöglich ist, da sind die Kinder mindestens ebenso verkümmert, wie in den Berliner Höfen.

Der Lufthunger der Großstadtkinder ist unstillbar. Man frage nur Lehrer und Lehrerinnen, die aus den ihnen anvertrauten Scharen diejenigen heraussuchen müssen, die durch die Ferienkolonievereine wenigstens in kurzen Sommerwochen aufs Land hinausgeschickt werden sollen; wie fiebern dort die Kinder der Entscheidung entgegen, wie traurig und bedrückt sind sie, wenn sie „zu

gesund sind", als daß sie auch mit hinaus dürfen. Ich kannte einen Berliner Arbeiter, der auf eigene Faust den Lufthunger seiner kleinen Garde stillte. Sein Bruder, der in einer großen Planefabrik tätig war, hatte ihm billig ein Zelt verschafft, das er irgendwo in den Wäldern an der Oberspree während der ganzen Sommermonate regelmäßig Sonnabends nachmittags aufschlug, um darin mit Kind und Kegel bis Montags früh zu kampieren. Während der Woche verwahrte er es bei einem befreundeten Gastwirt, von dem er sich auch Speise und Trank holte; denn zu kochen wagte er aus Furcht vor der Polizei nicht, die ihn überdies zwang, immer neue geeignete Stellen für sein Feldlager zu suchen. Natürlich, man begreift, daß in dem „Ordnungsstaate" Preußen den Bürgern nicht erlaubt sein darf, die vier Wände einer scheußlichen Mietswohnung zu verlassen, um unter freiem Himmel den eigenen Körper und den der Kinder in Licht, Luft, Sonne und Wasser zu baden! Jedesmal, wenn der Sonnabend herannahte, dann bemächtigte sich, so erzählte mir mein Gewährsmann, seiner Kinder eine solche Aufregung, daß sie oftmals die Nacht vorher kaum ein Auge schließen konnten. So sehnte sich ihr junger Körper nach der Erfrischung des Verkehrs mit der Natur.

Dieselbe Erfahrung fieberischen Lufthungers hat man auch bei der Einrichtung großer Ferienspielplätze gemacht, von denen Berlin jetzt drei auf seinen Rieselgütern eingerichtet hat.

Nur wenige proletarische Eltern geben ihren Kindern Gelegenheit, wie dieser Vater es tat, ihren Lufthunger zu stillen. Zum Teil fehlt ihnen dazu die Zeit und das Geld, zum Teil aber auch das Verständnis. Denn, wie wir schon

an einer anderen Stelle kurz bemerkten, der dauernde Aufenthalt in einer schlechten Wohnung wirkt über alle Maßen abstumpfend. Das Bedürfnis des Körpers nach frischer Luft schwindet zwar nicht, wohl aber das Verständnis dafür, daß die Nichtbefriedigung dieses Bedürfnisses die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen muß. In einem Zimmer, in dem gelebt und geschlafen, gewaschen und gekocht wird, herrscht selbst bei heldenmütiger Anstrengung der Familienmutter bald ein unerträgliches Durcheinander der Sachen und eine gefährliche Verschlechterung der Luft. Zu dieser tragen namentlich die allerkleinsten Kinder am meisten bei. Der Windelgeruch ist für alle Proletarierwohnungen typisch. Und wie die kleinen Kinder am meisten zur Luftverschlechterung beitragen, so leiden sie auch wiederum am meisten darunter. Was den Vater in die Kneipe treibt, treibt das Kind in die Grube. In der Kindersterblichkeit offenbart sich das ganz deutlich. Es ist eine namenlose, durch gar nichts zu rechtfertigende Verschwendung von nationaler Kraft und Gesundheit, daß im Deutschen Reiche noch immer durchschnittlich 27,5 Proz. der Lebendgeborenen in einem Alter von weniger als einem Jahr sterben. Im Jahr 1900 betrug die Gesamtzahl dieser kleinen Leichen im Deutschen Reiche 426485. Dr. Seiffert in Leipzig hat an diese Zahl eine bemerkenswerte Berechnung geknüpft. Nachdem er rund 60000 Säuglinge abgezogen hat, die nach der Statistik an angeborener Lebensschwäche gestorben sind, verbleiben rund 360000 Säuglinge, die vermeidbaren Todesursachen erlagen. Nimmt man an, daß der Kostenaufwand für jeden Säugling nur 100 Mark beträgt, so bedeuten diese 360000 Todesfälle für die

Nation einen baren, unnötigen und unwiederbringlichen Aufwand von jährlich 36 Millionen Mark. Aber in dieser gewaltigen Zahl ist nichts enthalten von den Hoffnungen und Wünschen, den Sorgen und Kümmernissen, die mit dem Erscheinen und Vergehen der vielen kleinen Erdenbürger verknüpft waren. Gerade in den Großstädten verzeichnet man neuerdings mit Stolz ein Sinken der Kindersterblichkeit; es fragt sich nur sehr, ob sie auf eine Verbesserung der Lebensumstände zurückzuführen ist oder nicht vielmehr mit einem Sinken der allgemeinen Geburtenrate zusammenhängt.

Über jeden Zweifel ist die enge Verbindung der Wohnungsüberfüllung und der Säuglingssterblichkeit erwiesen. Wenn man den Plan einer modernen Großstadt zur Hand nimmt und mit Hilfe der Steuerlisten die Quartiere der wohlhabenden Bevölkerung von denen der armen Bevölkerung scheidet, so trennt man gleichzeitig die Gebiete geringer Kindersterblichkeit von denen höherer Kindersterblichkeit. In diesem Zusammenhange ist es natürlich ganz gleichgültig, ob die hohe Kindersterblichkeit in den Proletariervierteln bedingt wird durch eine aus der Wohnungsüberfüllung und allgemein schlechten Lebensumständen erklärbare allzu hohe Fruchtbarkeit der Familien oder nicht. Der Regierungsrat Leo in Berlin hat erst unlängst gesagt: „Wenn sich die Wohnungsverhältnisse bessern, so sinkt die Kinderzahl. Schlechte Wohnungen, überfüllte Wohnungen führen zu Elendskindererzeugung.“ Diese Erklärung erschüttert den Satz nicht, sondern bestätigt ihn, daß höchste Kindersterblichkeit mit größter Wohndichtigkeit zusammenfällt. Wir können den Beweis für das Gegenteil ebenfalls liefern. Er ist

in der englischen Gartenstadt Bournville bei Birmingham zu finden. In Bournville lebt, in Häusern des Kakaofabrikanten Cadbury, eine reine Arbeiterbevölkerung, die von Birmingham dorthin verpflanzt wurde, nunmehr natürlich nicht mehr in Slums sondern in freundlicher, luftiger Siedelung. Der Erfolg ist wahrhaft ergreifend: in Birmingham beträgt die Säuglingssterblichkeit durchschnittlich 17,9 Proz., in Bournville 7,4 Proz. Die einfache Erklärung: jede Arbeiterwohnung besteht dort aus zwei Wohnzimmern, einer Küche, drei Schlafzimmern, hat Badegelegenheit und einen kleinen eigenen Garten.

Selbst wenn ein Proletarierkind die gefährlichsten zwölf ersten Lebensmonate glücklich überdauert hat, steht es doch an Lebenswahrscheinlichkeit weit hinter den Kindern besser wohnender Bevölkerungsschichten zurück. Ob ein Lebenskeim zum Jüngling oder zur Jungfrau heranreift, das hängt in einem viel größeren Maße als man gewöhnlich annimmt, vom Orte der Geburt und der Aufzucht ab. Die Berliner Statistik (vom Jahre 1905) liefert uns über die höhere Sterblichkeit in Hinterhäusern schlagende Beweise. Die Masernerkrankungen in den Berliner Vorderhäusern enden im Durchschnitt in 22 Proz. mit dem Tode; in Hinterhäusern aber steigt die Zahl der Todesfälle zu der ungeheuerlich hohen von 63 Proz. an, ist also beinahe dreimal so hoch wie in den Vorderhäusern; bei Scharlach und Diphtherie ist ebenfalls eine schlechtere Aussicht auf günstigen Verlauf in den Hinterhäusern nachgewiesen, doch ist der Unterschied nicht so stark; aber beim Kindbettfieber, dem furchtbaren Feinde der Familienmütter, finden wir in den Hinter-

häusern mit 65 Proz. Todesfällen wieder eine um reichlich den zehnten Teil erhöhte Gefahr. Gewiß liegt das nicht allein an der schlechteren Wohngelegenheit; das Wohnen im Hinterhause setzt in vielen Fällen eine allgemein niedrigere Lebenshaltung voraus, als die der Mieter von Vorderwohnungen ist; aber nach dem übereinstimmenden Urteil aller sachverständigen Ärzte liegt der Unterschied doch wenigstens bis zu einem gewissen Grade allerdings in der schlechten Wohnung. An aufopferungsvoller Pflege fehlt es auch den Kranken in den Hinterhäusern zumeist nicht; die Familien lassen eher das letzte Wertstück in das Leihhaus wandern, ehe sie zugeben, daß ihre erkrankten Lieblinge eine Hilfe oder eine Erleichterung entbehren. Aber man kann für kein Geld einen freundlichen Sonnenstrahl in ein dunkles Hinterzimmer leiten, man kann gegen den letzten Ring oder die Uhr keine frische Luft auf dem Leihhaus eintauschen.

Selbst die Stockwerklage ist von Einfluß. Greifen wir wieder die Zahlen für die Masernerkrankungen heraus: im ersten Stockwerk der Vorderhäuser endigen 47 Proz. der Masernerkrankungen tödlich, im vierten Stockwerk 55 Proz.; im ersten Stockwerk der Hinterhäuser 60 Proz., welche Zahl im vierten Stockwerk dieser Häuser auf 67 Proz. steigt.

Ein Familienvater, der eine Wohnung von einer bestimmten schlechten Sorte in einem Berliner Massenmietshause für seine Familie mietet, verurteilt damit einen Teil seiner Kinder für den Fall, daß sie krank werden, zum sicheren Tode, eben weil er diese Wohnung gemietet hat.

Über die Beziehungen zwischen Größe und Körper-

gewicht der Kinder und dem den Familien zur Verfügung stehenden Wohnraum sind mir keine deutschen Zahlen bekannt: aber der Dr. Mackenzie hat im Jahre 1907 dem Schulamt der Stadt Glasgow in Schottland einen höchst beachtenswerten Bericht über den körperlichen Zustand der dortigen Volksschulkinder erstattet. Von etwa 73000 Kindern lebten 80 Prom. in einräumigen, 58 Prom. in zweiräumigen, der Rest in mehrräumigen Wohnungen. Dr. Mackenzie hat alle Schulkinder gewogen und gemessen und was stellt er fest? Er sagt: „Es kann kein Zufall sein, daß alle Knaben, die aus ein- oder zweiräumigen Wohnungen stammen, im Durchschnitt beinahe 12 Pfund leichter sind als die Knaben aus vierzimmrigen Wohnungen und beinahe 5 Zoll kleiner. Es kann auch kein Zufall sein, daß die Mädchen aus einzimmrigen Wohnungen durchschnittlich 14 Pfund leichter und 5½ Zoll kleiner sind als die Mädchen aus Vierzimmerwohnungen.“ Ein ganz gleiches Verhältnis hat Niceforo durch genaue Untersuchung der Schulkinder in Lausanne aufgedeckt.

Der Spielplatz des Proletarierkindes ist der Winkel neben dem Kochherd, oder der Hof, oder die Straße. In den ersten Lebensjahren werden die Kinder aber unverhältnismäßig viel Zeit in den schlechten Wohnungen gehalten. Ja, wo nicht nur der Vater, sondern auch die Mutter auf Arbeit ausgehen muß, da kommen die Kleinen manchmal den ganzen Tag nicht in das, was man in solchen Stadtvierteln „frische Luft“ nennt. Die Mutter versteckt, wenn sie fortgeht, nicht nur verständigerweise die Streichhölzer, sondern bindet auch die Fenster mit Bindfaden zu, damit kein Unglück in ihrer Ab-

wesenheit geschieht. Freilich kommen trotz solcher Vorsichtsmaßregeln Abstürze doch noch häufig vor. Wo sie aber vermieden werden, da schneidet die Vorsicht auch die letzte Möglichkeit von Luftzufuhr ab.

In den letzten Jahren hat man die Rolle des Spiels im kindlichen Leben besser zu würdigen gelernt. Was der große Kinderfreund Fröbel schon vor Menschenaltern sagte, fängt jetzt an, Gemeingut der Nation zu werden: durch das Spiel wird der Mensch zum Menschen. Aber wie denkt man sich das Spielen der Kinder in ein- oder zweizimmrigen Wohnungen? Was sollen die unglücklichen Kleinen, deren Glieder sich ausarbeiten wollen, deren Lungen sich weiten möchten, machen? Glücklich diejenigen, die noch nicht allzuweit von der Wohnung der Eltern einen brach liegenden Bauplatz finden, auf dem sie sich spielend bewegen können. Ich wohnte längere Zeit am äußersten Rande von Berlin. Vor der Tür meines Hauses dehnte sich das schon zu Baustellen abgesteckte Land. Einer dieser Plätze war mit einem schadhaften Staketenzaun umgeben, an dem eine Verbotstafel verkündete, daß Kindern der Zutritt verboten sei. Aber die Kinder kümmerten sich zum Glück nicht um diese Paragraphenweisheit, die sie nicht lesen konnten; sie schlüpften durch die Löcher des Zauns und nützten jede Stunde schönen Wetters als Räuber und Gendarmen oder zum Ballspiel oder sonstwie aus. Oftmals habe ich mit inniger Freude ihrem Treiben zugesehen, das nicht einmal durch seinen Lärm irgend jemanden in der Gegend stören konnte. Nur bedauerte ich, daß man den Kindern nicht ein paar Turngeräte und andere Spielgelegenheiten auf den Platz stellte.

Eines Tages erschienen Zimmerleute mit viel Holz. Indessen nicht etwa dazu, um Turngeräte aufzubauen, sondern um — einen neuen, starken und dicht gefügten Zaun um den Platz zu legen. Vielleicht war der Besitzer ein Griesgram, der durch die spielenden Kinder gestört wurde; vielleicht hatte er irgend einen andern Grund, seinen Besitz mit dieser Holzmauer zu umgürten. Jedenfalls waren die Kinder meiner Gegend nun ihres besten Spielplatzes beraubt. In seinem ergreifenden Buche über die Armut in Nordamerika schildert Robert Hunter einen ähnlichen Vorfall. Er beobachtete eines Tages einige Jungen, die in einer amerikanischen Großstadt von der einzigen freien Baustelle in einem dicht bevölkerten Quartier vertrieben wurden. Die Buben protestierten und warfen mit Steinen auf den Mann, der sie von dem Platze verjagte. Hunter redete einige von ihnen, die in einer Gruppe zusammenstanden, an und fragte, was sie denn so in Aufregung versetzte; da sagte einer, indem ihm die Tränen in die Augen traten: „Die Leute wollen da ein Haus bauen und dann haben wir nicht mal mehr Platz für unser Ballspiel.“ Solche Szenen sind für alle Großstädte typisch. In den älteren Vierteln sind die Bauplätze schon ganz verschwunden, und die weisen Väter der Städte, mögen sie an alles andere gedacht haben, vergaßen bei ihren Plänen die Kinder und ihre Spielplätze. Ja, wozu die Verschwendung des schönen Baulandes! Spielen können die Kinder auf dem Hofe oder auf der Straße, wenn sie wollen, oder, wenn sie das nicht können, dann mögen sie das Spielen unterlassen. Als ob der Mensch zum Spielen da wäre!

Gemeinde und Staat versündigen sich gröblich an der heranwachsenden Generation durch die heutige Bauweise unserer Großstädte. In Schöneberg schlug einmal ein kinderfreundlicher Stadtverordneter, der Professor Wetekamp, vor, auf den neu zu errichtenden Gemeindeschulen Dachgärten anzulegen, um so Raum für kindliche Spiele zu schaffen. Wie heute die Dinge liegen, ein kluger und beherzigenswerter Rat. Aber wie weit ist es mit uns gekommen, daß wir zu diesen Hilfsmitteln greifen müssen! Die Berliner sind stolz darauf, daß in den Straßen ihrer Stadt der Pferdemist durchschnittlich eine Viertelstunde früher entfernt wird, als in anderen Städten. Ich habe diesen Stolz nie recht begreifen können, weil mir bei jedem Lob solcher tüchtigen Verwaltung immer wieder der Gedanke an ihre Vernachlässigung anderer Gebiete kam. Und keine Vernachlässigung ist schlimmer, als die Vernachlässigung des Kindes. Wenn aber einmal tatkräftige Jugendfreunde dem Übel nach ihren schwachen Kräften Abhilfe bringen wollen, indem sie die Kinder der Enge proletarischer Wohnungen und den Gefahren des Alleinseins zu entreißen suchen, wie es durch den freiwilligen Kindergarten in Charlottenburg geschehen sollte, dann kommt der Paragraphenstaat mit seinen brutalen Eingriffen. Die politische Gesinnung der Menschenfreunde wird zu der Begründung eines neuen Raubes an der Kindheit gemißbraucht . . .

Doch wenn nun — wir schreiten weiter — das Kind einer Proletarierfamilie den Fährlichkeiten seiner ersten Lebensjahre entronnen und bis zur Schulpflicht herangewachsen ist, dann kommt es nicht in bessere Verhältnisse, sondern vertauscht in der Regel nur die Überfüllung

der elterlichen Wohnung mit der Überfüllung des Schulzimmers. Es klingt wie grausamer Spott, daß man jene Kinder glücklich preisen muß, die so schwach geworden sind, daß man sie in eine Waldschule aufnehmen kann. Die Waldschule, deren erstes mustergültiges Beispiel Charlottenburg schuf, ist das Vorbild des künftigen Schulwesens überhaupt. Ein Weg wird hier gezeigt, auf dem wir dem Schaden überfüllter Wohnungen für das Kind zwar nicht ganz entgehen, aber doch zum Teil wenigstens ausweichen könnten. Nur darf sie nicht eine dekorative Ausnahme, sondern muß die Regel werden.

Zu den gesundheitlichen Gefahren, als Folge allzu primitiver Wohnungen, treten schon für die Schuljugend die ersten sittlichen Gefahren hinzu. Ein nachdenklicher Berliner Arbeiter, mit dem ich einmal über die Frage der sexuellen Aufklärung der Kinder in der Zeit beginnender Geschlechtsreife sprach, sagte mir folgendes: „Ich bin in einer engen Straße des südöstlichen Berlins geboren und habe in jener Gegend bis zu meinem elften Jahre gewohnt; dann kam ich durch einen glücklichen Zufall zu einem Verwandten auf das Land nach Mecklenburg, um erst mit dem militärpflichtigen Alter wieder zu meinen Eltern zurückzukehren. Die lebhaften Eindrücke dieses auf dem Lande verbrachten Jahrzehnts hatten in meiner Erinnerung die frühere Zeit vollständig ausgelöscht; erst als ich selbst schon Vater war und oft mit Sorgen an das Schicksal meiner eigenen Kinder dachte, tauchten in meiner Erinnerung blasse Bilder aus der Kindheit wieder auf. Ich entsann mich, daß wir als kleine Burschen von 9 oder 10 Jahren in unserer Mietskaserne allerhand Vorgänge beobachtet hatten, die uns

zur Nachahmung reizten und zu einer mir heute völlig unbegreiflichen Verderbtheit verführten. Wir waren damals in einer kleinen Bande organisiert, die zu allen schlechten Streichen zusammenhielt, und unsere schlechtesten waren wohl die Überfälle, die wir auf unsere kleinen Gespielinnen machten. Das, was wir erlauscht und gesehen hatten, suchten wir, halb im Bewußtsein des Bösen, halb in kindlicher Ahnungslosigkeit und Neugierde nachzuahmen. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn damals nicht der Zufall mich der Großstadt entführt hätte."

Aber es kommen auch schlimmere Dinge vor. Nicht ungestraft drängt man Menschen jeder Altersstufe auf ein paar Quadratmeter Schlafraum zusammen. Ich fragte schon oben einmal: „Hört ihr den Jammerruf geschändeter Kinder?" Nun wohl, ich greife einen Gerichtsbericht des Berliner Lokalanzeigers vom 8. März 1908 heraus, an dem ich kein Wort geändert, nichts ausgelassen und nichts hinzugefügt habe; auch die Aufeinanderfolge der Fälle ist ganz unverändert geblieben. Er lautet: Die Schädlichkeit des Schlafstellenwesens wurde wieder einmal durch eine Reihe von Strafprozessen illustriert, in denen es sich um schwere Sittlichkeitsverfehlungen gegen kleine Kinder handelte. Einen besonders charakteristischen Beitrag zu dieser Frage lieferte eine Verhandlung vor der 4. Strafkammer des Landgerichts I. Wegen Verbrechens gegen den § 176, 3 StGB. war der Arbeiter Andreas Wojciechowsky angeklagt. Der in Moabit wohnhafte Arbeiter K. hatte die einzige Stube seiner Wohnung noch an zwei Schlafburschen abvermietet. In dieser schliefen außerdem noch die beiden 11- bzw. 8jäh-

rigen Töchter des K., die Eltern selbst in der Küche. Erst als das 11jährige Kind über Schmerzen im Leibe klagte, schöpften die Eltern Verdacht. Ein Arzt konstatierte, daß die kleine K. mit einer häßlichen Krankheit behaftet war. Es stellte sich heraus, daß der bei K. wohnhafte Angeklagte Wojciechowsky, während der Vater des Mädchens tagsüber auf Arbeit war und die Mutter Aufwartedienste versah, sich an dem Kinde in schändlicher Weise vergangen hatte. Das Gericht erkannte auf eine Zuchthausstrafe von 1¼ Jahren. — Ganz ähnlich lag ein zweiter Fall eines Attentats auf kleine Kinder, der die 6. Strafkammer des Landgerichts I beschäftigte. Hier war der Arbeiter Emil Eibsohn wegen Verbrechens gegen die §§ 175 und 176, 3 StGB. angeklagt. Auch dieser wohnte als Schlafbursche bei einer aus fünf Köpfen bestehenden Familie im Norden Berlins. Während der Abwesenheit der Eltern verging sich E. nicht nur an den beiden kleinen Knaben seiner Wirtsleute, sondern auch noch an dem 8jährigen Kinde eines anderen Hausbewohners. Das Urteil gegen ihn lautete auf 1½ Jahre Gefängnis. Der Staatsanwalt hatte zwei Jahre Zuchthaus beantragt. — Wegen Sittlichkeitsverbrechens mußte sich ferner der Monteur Wilhelm Gautert vor dem Strafrichter verantworten. Dieser wohnte als Aftermieter bei einem Restaurateur B. G. verging sich an der 9jährigen Tochter seines Wirtes. Die Kleine lockte jedoch durch ihr Schreien die Mutter herbei. Gegen G. lautete das Urteil auf 1 Jahr Gefängnis. — Eine erst 14jährige Mutter mußte als Zeugin in einer anderen Verhandlung erscheinen. In dieser war der Handlungsgehilfe Albert Mertens wegen Sittlichkeitsverbrechens angeklagt. Der

Angeschuldigte wohnte im Hause bei einem Arbeiter F. als Schlafbursche. Nachdem er die damals 12jährige Tochter seiner Wirtsleute durch Geschenke gefügig gemacht hatte, verging er sich an dem Kinde. Dieses Verhältnis währte längere Zeit und wurde erst entdeckt, als sich Folgen einstellten. Das Urteil gegen M. lautete auf 1½ Jahre Gefängnis.

Für den Spießbürger und für den Formaljuristen mag mit der Verurteilung der Verführer eine solche Angelegenheit erledigt sein. Für den Menschen mit fühlendem Herz und den Sozialpolitiker ist sie das nicht. Für diese ist es vielmehr eine sehr wichtige Angelegenheit, festzustellen, wie es mit der Schlafgelegenheit der Großstadtkinder bestellt ist. Der Berliner Schularzt Dr. L. Bernhard hat darüber eingehende Untersuchungen gemacht und in einem Vortrage folgende Zahlen über die Schlafverhältnisse Berliner Schulkinder gegeben:

33	Proz.	schlafen	im	Bett	allein	
63,5	"	"	"	"	zu	zweien
3,4	"	"	"	"	"	dreien
0,1	"	"	"	"	"	vieren.

Also nur ein Drittel ungefähr hat ein Bett für sich allein. Wie traurig die Verhältnisse liegen, geht aus der großen Zahl von Kindern hervor, die zu dritt in einem Bett schlafen mußten. Selbst vier Personen in einem Bett sind nicht gar so selten festzustellen. Noch ungünstiger würden sich die Zahlen gestalten, wenn Sofa, Bettladen und ähnliche Schlafgelegenheiten besonders aufgezeichnet worden wären. Vorher beleuchtet der genannte Arzt die Verhältnisse in den Wohnungen Berliner Kinder durch folgende Tabelle:

0,3	Proz.	schlafen	allein in einem Zimmer	
6	„	„	mit	1 Person
12	„	„	„	2 Personen
37,5	„	„	„	3 „
28	„	„	„	4 „
10	„	„	„	5 „
4,2	„	„	„	6 „
2	„	„	„	mehr als sechs Personen

in einem Zimmer. Wem, der ein warm fühlendes Herz in seiner Brust trägt, drängen sich da nicht dieselben Schlüsse auf, wie dem genannten Autor: „Wie durch solche überfüllte Schlafräume und unzulängliche Lagerstätten der Verbreitung der Infektionskrankheiten, insbesondere der Tuberkulose, Vorschub geleistet und ihre Bekämpfung erschwert wird, dürfte ohne weiteres einleuchten. Auch kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Kinder in moralischer Beziehung Schaden nehmen müssen und daß die vielbeklagte Verrohung der Jugend auch durch die elenden Verhältnisse der Wohnungen, insbesondere der Schlafräume befördert wird.“

Die Berliner Statistik des Jahres 1904 zeigt uns, daß nicht weniger als 143 Mädchen unter 16 Jahren in jenem Jahre Mütter geworden sind, und nicht weniger als 506 im Alter unter 17 Jahren. Daß die allermeisten dieser Kinder in überfüllten Wohnungen oder infolge der in überfüllten Wohnungen erworbenen Prädisposition zu Falle kamen, kann billig nicht bezweifelt werden. Im Jahre 1900 gab es in Berlin beinahe 62000 Haushaltungen mit Einmietern oder Schlafleuten. Die Zunahme bei den Einmietern und Chambregarnisten betrug in den Jahren 1895 bis 1900 14,4 Proz., bei den Schlafleuten 24,4 Proz., bei

den Familienmitgliedern des Haushaltungsvorstandes und den sonstigen Haushaltungsgenossen dagegen nicht einmal 12 Proz. Also war die Zunahme gerade dort am stärksten, wo die Hausungen von der sittlich und hygienisch ungünstigsten Art waren. Von je 1000 der Bevölkerung von Berlin sind 825 sogenannte Familienangehörige, 52 sind Schlafleute und 29 Chambregarnisten. Aber dieses Verhältnis verschlechtert sich, wenn wir die weniger großen Wohnungen allein ins Auge fassen. In den Wohnungen mit 3 Wohnräumen steigt der Anteilsatz der Schlafleute auf 81 vom Tausend. In manchen ungünstigen Vierteln von Berlin und seinen Vororten besteht beinahe der dritte Teil der ortsanwesenden Bevölkerung aus sogenannten Schlafleuten. In der Berliner Statistik vom Jahre 1895 werden die Wohnungen der Familien mit Kindern, in denen zugleich Schlafleute aufgenommen sind, kombiniert. Wir finden in den Tabellen Familien mit Kindern in Wohnungen mit nur 2 Räumen, in denen außerdem noch 5, 6, 7 Schlafleute wohnten, zum Teil verschiedenen Geschlechts! In den Berliner Volkszählungsberichten hat man alle Wohnungen mit mehr als 2 Bewohnern pro heizbares und mehr als 1 Bewohner pro nichtheizbares Zimmer oder Küche zu den „mäßig übervölkerten" Wohnungen gerechnet, zu den „stark bevölkerten" dagegen alle mit mehr als 4 Personen auf das heizbare und mehr als 3 Personen auf das nicht heizbare Zimmer, sowie mehr als 1 Bewohner auf eine Küche. 1890 gehörte danach nahezu der 3. Teil sämtlicher Wohnungen den „mäßig übervölkerten" Wohnungen an und der 13. Teil den „stark übervölkerten"; von 1000 der Bevölkerung wohnten in Hausungen von der

ersten Gruppe 452, in solchen von der zweiten 126. Mit der Zeit haben sich diese Verhältnisse ein klein wenig gebessert: 1900 kamen von 1000 nur noch 401 Bewohner auf die mäßig und 99 auf die stark übervölkerten Wohnungen. Indessen darf man diese „Besserung" nicht überschätzen. Der Statistiker selbst sagt: „Wir zählen als übervölkert alle aus nur einem Wohnraum bestehenden Wohnungen mit mehr als 4 und alle aus zwei Wohnräumen bestehenden Wohnungen mit mehr als 9 Bewohnern. Wohnungen der erstgenannten Art gab es im Jahre 1900 in der Stadt Berlin 1378 mit 7815 Bewohnern, so daß im ganzen 11843 Menschen oder 6,4 pro Mille der Bevölkerung in so überfüllten Wohnungen hausen." In so überfüllten Wohnungen hausen aber nicht die Familienmitglieder allein, sondern in der Zahl dieser Unglücklichen sind eine Menge von Familienfremden mitenthalten. Danach kann man sich eine Vorstellung von den fürchterlichen Gefahren des Schlafgängerwesens machen.

Kalt und teilnahmlos sehen die Behörden der Stadt solchen Zuständen zu. Wie sollten sie auch ihre Hand frevelnd gegen den „heiligen Herd", gegen das „traute Heim" erheben! Dieses „traute Heim" ist in vielen Fällen so abstoßend, daß der Familiennachwuchs ihm so bald wie möglich zu entfliehen strebt. Eine brave Arbeiterfrau, Mutter von sechs Kindern, sagte mir einmal, daß ihre Buben und Mädchen mit 14 und 15 Jahren alle aus dem Hause gegangen seien; sie habe auch nicht einmal den Versuch gemacht, sie zurückzuhalten, weil ihre Wohnungsverhältnisse so beengt waren, daß an ein geregeltes Familienleben ohnehin nicht zu denken gewesen wäre;

sie habe die Verantwortung für die sittliche Haltung ihrer Kinder nicht tragen können und sich daher mit dem Gedanken abgefunden, daß, wenn ihren Töchtern „etwas Menschliches passierte“, es lieber in einer Schlafstelle als unter ihren Augen im blutschänderischen Verkehr geschehen solle.

Das Schlafstellenwesen ist von noch schlimmeren Gefahren für die Gesundheit und für die Sittlichkeit weiter Volkskreise, als manche vielberufene Hausindustrie. Seit langer Zeit hat es die Aufmerksamkeit der Sozialpolitiker auf sich gezogen; es sind auch mancherlei Verbesserungsvorschläge gemacht worden. Aber man kann es nicht ausrotten, weil der hohe Preis großstädtischer Wohnungen die Arbeiterschaft immer und immer wieder zu der Aufnahme familienfremder Mitglieder drängt, die im Schlafgelde wenigstens einen Teil der Miete mit aufbringen sollen; und weil die alleinstehenden Arbeiter und Arbeiterinnen heute keine andere Wohngelegenheit finden können.

Arbeiterbudgets, die in Nürnberg, Dresden und ganz zuletzt noch im Jahre 1907 in Hannover aufgenommen worden sind, zeigen uns das ganz deutlich.

Es liegen keine Untersuchungen über die Herkunft der Schlafgänger in Großstädten vor; man kann von vornherein annehmen, daß darunter eine erhebliche Zahl solcher Männer und Frauen sind, die vom Lande der Stadt zuströmen. Meine privaten Umfragen haben aber ergeben, daß die Zahl solcher Schlafgänger sehr groß ist, die ihre Eltern in derselben Großstadt wohnen haben. Aus den oben geschilderten Verhältnissen erklärt sich das ja auch leicht. Die Arbeiterjugend der Großstadt gewöhnt

sich überdies früh an Selbständigkeit und ist des familiären Zwanges abhold. Die jungen Leute wollen weder ihren Lebenswandel noch ihre Einnahmen und Ausgaben von ihren Eltern kontrollieren lassen. Daher trennen sie sich früh von ihnen und leben bis zu ihrer Eheschließung und Gründung eines eigenen Haushalts lieber, wenn auch nicht besser, in fremden Familien als in der eigenen. Es ist bisher niemals scharf genug betont worden, daß die Zeit des Schlafburschentums für das großstädtische Proletariat eine Durchgangsstufe, eine ganz bestimmt umschriebene Phase seiner Entwicklung bildet. Während an einer bestimmten Altersgrenze immer ein Teil der Schlafburschen und Schlafmädchen ausscheidet, um einen eigenen Haushalt zu begründen, treten unten immer neue Scharen ein. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß den sittlichen Gefahren dieses Zustandes nicht etwa nur die jeweilig in der Statistik erscheinenden Prozente der großstädtischen Bevölkerung unterworfen sind, sondern daß beinahe die gesamte minderbemittelte Bevölkerung der Großstadt ihnen wenigstens zeitweise ausgesetzt war. Nirgends vielleicht wird der Unterschied einer Betrachtung großstädtischer Wohnungsverhältnisse nach dem Querschnitt oder nach dem Längsschnitt klarer als an dieser Stelle.

In vielen Fällen wird das Verhältnis der familienfremden Wohnungsinsassen zu den Mietern der Wohnungen durch einen innigen Freundschaftsbund geadelt. Wer mit unseren Arbeiterverhältnissen vertraut ist, weiß, daß Schlafburschen — und Schlafmädchen — manchmal ihre ganze Junggesellen- und Jungfrauenzeit in einer Familie verbringen; sie folgen ihr bei jedem Wohnungs-

wechsel, nehmen auch die Unbequemlichkeit eines weiten Weges zu ihrer Arbeitsstätte widerspruchslos in den Kauf und sind die besten Stützen im Falle der Krankheit oder der Arbeitslosigkeit. Sie nehmen sich der Kinder der Familien an, führen sie wohl Sonntags ins Freie hinaus und bevatern oder bemuttern sie wo immer sie können. Das ist indessen nicht immer der Fall. Auch vom Gegenteil müssen wir melden, von den nicht wenigen Fällen, in denen Vermieterinnen von Schlafstellen unerfahrenen Mädchen die erste Anleitung geben, wie sie ihrem kärglichen Arbeitsverdienst eine Ergänzung „auf dem Strich" hinzufügen können. Findet eine solche Anleitung williges Gehör, so avanciert wohl auch die Mieterin eines jammervollen Logis in irgend einer abgelegenen Proletarierstraße zur Inhaberin einer Vorderwohnung in der Friedrichstadt, von der aus sie ihre Opfer auf die belebten Straßen des Stadtinnern dirigiert. Die bekannte Figur des Beschützers, des „Louis", erklärt sich in vielen Fällen daraus, daß die zu Dirnen gemachten Mädchen einen Helfer suchen müssen, der sie in der Abwehr der Ansprüche ihrer Logisherrin unterstützt.

Der Preis der Wohnung und sein Verhältnis zum Gesamteinkommen ist von schlechthin entscheidender Bedeutung nicht nur für die Befriedigung des Wohnbedürfnisses, sondern für die ganze Lebenshaltung minderbemittelter Volksschichten. Man hat über dies Verhältnis schon seit langer Zeit Untersuchungen vorgenommen und als allgemeine Regel aufgestellt, daß bei einem Einkommen bis zu 3000 Mark die Familie ein Siebentel bis ein Sechstel, jedenfalls nicht mehr als allerhöchstens ein Fünftel für die Wohnung aufwenden dürfe. Diese all-

gemeine „Regel" ist jedoch ziemlich nichtssagend; es liegt auf der Hand, daß eine kinderreiche Familie in ihren Aufwendungen für die Wohnung immer bis an die Grenze des überhaupt Erschwinglichen gehen muß, während gerade sie durch die Höhe ihrer sonstigen Ausgaben besonders stark in Anspruch genommen wird; es ist ferner zu beachten, daß die mögliche Höhe des Mietsaufwandes entscheidend von den Preisen der übrigen Lebensbedürfnisse beeinflußt wird. In Zeiten niedriger Fleisch-, Brot-, Butter-, Gemüse- und Obstpreise, wenn gleichzeitig die Kleidung wohlfeil ist und der Aufwand für etwas Verschönerung und Vergeistigung des Lebens mit Geringem bestritten werden kann, mag eine wenig zahlreiche Familie leicht mit ihrer Wohnung etwas „Luxus" treiben; ganz anders aber, wenn, wie neuerdings, die Kosten des bloßen Lebensunterhaltes andauernd empfindlich steigen und in den Kreisen der Minderbemittelten zu Einschränkungen Anlaß geben, die direkt physiologisch bedenklich erscheinen und auf die Dauer ruinös wirken werden. In solchen Tagen ist oftmals schon der Aufwand des sechsten Teiles des Gesamteinkommens für die Ermietung der Wohnung eine kaum zu ertragende Last. Und doch — wie sieht es in Wirklichkeit aus!

Die neuesten Zahlen über das Verhältnis von Wohnungsmiete und Einkommen hat das Statistische Amt der Stadt Schöneberg in seinem Monatsbericht für Dezember 1907 geliefert. Die Angaben über das Einkommen der Bevölkerung werden den Steuerlisten entnommen; daß sie nicht ganz einwandfrei sind, weiß jeder, der die Verhältnisse der Steuereinschätzung kennt, aber die Fehler gleichen sich nach oben und unten einiger-

maßen aus, so daß man die Zahlen wohl verwenden kann. Stellen wir nun die gezahlte Miete mit dem versteuerten Einkommen in einen Vergleich, so zeigt sich das wichtige Ergebnis, daß die ärmere Bevölkerung einen viel zu hohen Teil des von ihr versteuerten Einkommens für Miete aufwendet. Das ist eine Bestätigung des alten sogenannten „Schwabeschen Gesetzes". Der Berliner Statistiker Schwabe hat nämlich schon vor langer Zeit auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß die Bevölkerung verhältnismäßig um so mehr für den von ihr benutzten Wohnraum bezahlen muß, je geringer ihr Einkommen ist. Betrachten wir die Schöneberger Verhältnisse im einzelnen, so ergibt sich, daß wir in jener Stadt rund 16000 Familien mit einem versteuerten jährlichen Einkommen von nicht mehr als 1200 Mark haben. Alle diese Leute sollten eigentlich nicht mehr als etwa 200 Mark, allerhöchstens 240 Mark jährlich für ihre Wohnung aufzuwenden haben. Nun gibt es aber in ganz Schöneberg (einschließlich etwa 1000 Freiwohnungen) noch nicht 7000 Wohnungen zu einem Mietspreise bis zu 300 Mark. Von diesen 7000 Wohnungen müssen wir überdies etwa 1400 weiterhin abziehen, weil sie von Familien mit einem höheren Einkommen als bis zu 1200 Mark jährlich besetzt sind. Also ergibt sich: mindestens 13000 Schöneberger Familien mit bis zu 1200 Mark versteuertem Einkommen müssen mehr als den vierten Teil dieses Einkommens für die Miete aufwenden. In der Einkommensstufe von 900 bis 1500 Mark steigt dieser Mietsanteil in 20 Proz. der Fälle auf über die Hälfte des versteuerten Einkommens; drei Viertel der Haushaltungsvorstände mit einem versteuerten Ein-

kommen von 900 bis 1050 zahlen mindestens 27 Proz., ein Viertel von diesen sogar mindestens 43 Proz. ihres Einkommens für Miete. Das ist in sehr vielen Fällen natürlich nur dadurch möglich, daß die Last der Wohnungsmiete zum Teil auf andere, nämlich auf Aftermieter, Chambregarnisten und Schlafburschen oder Schlafmädchen, abgewälzt wird. Es ist da ein kleiner Unterschied zu machen, allerdings wohl nicht einwandsfrei zu beweisen: von den Haushaltungen mit Chambregarnisten dürften nämlich die meisten im Hinblick auf die Aufnahme dieser Abmieter von Anfang an und nach planmäßigem Suchen unter Abwägung der Gewinn- und Verlustwahrscheinlichkeiten eine größere Wohnung gemietet haben als ohnedies. Hingegen dürfte die Aufnahme von Schlafgängern in der Regel deshalb erfolgen, weil der Haushaltungsvorstand nicht in der Lage ist, eine seinem Einkommen entsprechende Wohnung zu finden. Wenn er mit seiner Familie nicht obdachlos werden will, muß er sich wohl oder übel zu dem peinlichen und in mehr als einer Beziehung gewagten Entschluß verstehen, Familienfremde in sein Haus aufzunehmen. In Schöneberg wurden am 1. Dezember 1905 2400 Chambregarnisten und 4507 Schlafgänger gezählt.

Unter den gegebenen Umständen ist es für eine Arbeiterfamilie oft geradezu ein Glück, einen anständigen Schlafburschen oder ein sittenreines und häusliches Schlafmädchen zu finden; denn diese allein ermöglichen ihr erst die Ermietung einer Wohnung. Aber nicht alle Arbeiterfamilien können auf die Gewinnung eines Aftermieters rechnen — abgesehen von anderen Gründen schon deshalb, weil ihre Zahl die der Schlafleute erheblich über-

steigt. Tatsache ist, daß nach Ausscheidung aller Haushaltungen mit Aftermietern noch immer drei Viertel aller Familien mit einem versteuerten Einkommen bis zu 1200 Mark mehr als 300 Mark, das sind 25 Proz. für Wohnungsmiete ausgeben müssen; in allen Stufen von 900 bis 1800 Mark wendet die Hälfte aller Familien sogar mehr als 30 Proz. für Wohnungsmiete auf. Bei 3000 Mark versteuertem Einkommen erst verringert sich der Anteil der Wohnungsmiete auf etwa ein Viertel des versteuerten Einkommens, um bei etwa 5000 Mark auf ein Fünftel, bei etwa 9000 Mark auf ein Sechstel, bei etwa 16000 Mark auf ein Achtel, bei etwa 20000 Mark auf ein Zehntel und bei etwa 45000 Mark auf ein Zwanzigstel zu fallen.

Also fällt die Last einer unnatürlich hochgetriebenen Bodenrente in erster Linie auf die Armen. Schöneberg ist ein typischer Ort für die Wertsteigerung des Grund und Bodens beim Übergang von landwirtschaftlicher Nutzungsfläche in Baugrund. In Schöneberg kann man nicht zuerst die modernen großen Bodenspekulationsgesellschaften für die unerhörte Auspowerung der Massen verantwortlich machen: dort haben vielmehr die ursprünglichen Bodenbesitzer — die „Millionenbauern" — dies Geschäft selbst besorgt. Ihnen ist die Schöneberger Bevölkerung tributpflichtig; damit sie, die soziologisch als *Drohnen* anzusprechen sind, im Überfluß ihre Tage verbringen können, müssen sich die Proletarier, die Handwerker und kleinen Beamten im harten Lebenskampf aufreiben, muß die Arbeiterjugend eine freudlose Entwicklung in überfüllten Wohnungen durchmachen!

In anderen Städten ist es nicht *wesentlich* anders,

wenngleich im einzelnen die Zahlen von den Schönebergischen abweichen mögen.

Es ist bemerkenswert, wie sich die Hausbesitzer mit der Tatsache der übermäßigen Belastung der Minderbemittelten durch die Wohnungsmiete abfinden. Sie haben für ihre Ansichten einen „Gelehrten“ gefunden, der von ihnen natürlich als eine überragende Autorität gepriesen wird,* einen Dr. Schiele in Naumburg; er schreibt:

„Die Miete des kleinen Mannes für einen Kubikmeter Raum steht höher als diejenige, die der Reiche zahlt, der doch kostbares Material anwendet. Warum? Weil es kostspielig, unsicher und mitunter sogar ‚unanständig‘ ist, an die Allerärmsten zu vermieten. Unsere Gesetze verbieten, dem Verarmten seine letzte Habe zu nehmen; sie verbieten auch, ihn auszutreiben, bevor er zweimal mit dem Mietszins rückständig wird. Liederliches Volk macht sich diese Gesetze zunutze, es zahlt nie und zieht immer. Es ist nicht jedermanns Sache, arme Mieter auf die Straße zu setzen, darum versteht sich nicht jeder Hausbesitzer dazu, die Allerärmsten zu nehmen. Gerade die Mildtätigen und Weichherzigen bleiben weit weg von diesem Geschäft. Das geschieht alles zum Nachteil des ordentlichen Mannes, der auf eigenen Füßen steht. Er muß den Ausfall decken. Seine Miete ist um so höher, je mehr andere sich darum zu drücken verstehen. So versündigt sich wieder einmal Mitleid und Schwäche gerade an dem, dem geholfen werden soll. Wenn die Wohnungspolizei durchgeführt

* Vgl. Das Grundeigentum, Zeitschrift für Hausbesitzer, 1907, Nr. 36.

wird, so wird das Vermieten an die Ärmsten erst recht ein unsicheres und unanständiges Geschäft werden. Alle Tage kann ja die Wohnungsaufsicht finden, daß die Wohnung menschenunwürdig sei. Wer an kleine Leute vermietet, muß sich von der Polizei wie ein Wucherer beaufsichtigen lassen. Werden dadurch die Mieten sinken? Nein, sie müssen steigen."

Man wird nicht behaupten können, daß diese Schilderung gerade unzutreffend wäre; Zustände, auf die sie sich stützt, sprechen indessen jedem sozialen Gefühl ebenso Hohn wie die Schlußfolgerungen, die daraus gezogen werden. Das — im Einzelfalle vielleicht nicht geringe — Risiko, das der Besitzer und Vermieter von Häusern mit kleinen und kleinsten Wohnungen wegen der notorischen Armut seiner Mieter notwendig laufen muß, wird hier ohne das geringste Bedenken der ganzen großen Schicht armer Wohnungsmieter aufgehalst. Aber man soll nur nicht meinen, daß diese famose „Risikoprämie" sich etwa in den Grenzen der bescheidensten und eben noch genügenden Bemessung hielte; im Gegenteil: sie übersteigt oftmals sehr erheblich die auch bei weitestgehender Rücksicht auf die Interessen des Hausbesitzers zulässige Grenze. Es ist kein Geheimnis, daß die Häuser mit vielen kleinen Mietswohnungen, auch wenn sie in wenig reizvollen Stadtgegenden liegen, eine erheblich höhere Verzinsung eintragen, als solche mit wenigen großen in besseren Quartieren. In den Berliner Blättern kann man jeden Tag Massenmietskasernen angeboten finden; es besteht in ihnen ein ziemlich reger Umsatz, besonders natürlich in „guten Zeiten", wenn die Beschaffung von Hypothekengeldern keine Schwierigkeiten bereitet, wenn die

Mieten, abgesehen von dem schon vorher kalkulierten Ausfall, mit leidlicher Regelmäßigkeit eingehen, und die anhaltende Beschäftigung der industriellen Arbeiterschaft eine gelegentliche „Steigerung“ der Mietsparteien nicht von vornherein aussichtslos macht.

Unsere rückständige Gemeindegesetzgebung, die in hundert Jahren noch keinen der Überreste des ihr anhaftenden Feudalismus abgelegt hat, umkleidet den „Hausbesitzer“ mit dem Glanze ganz besonderer Würde. In den Stadtverordnetenversammlungen und den Gemeinderäten spielt er, „von Rechts wegen“, die erste Geige. In ihm ehren Gesetzgeber und Bürokratie ein besonders zur Staatserhaltung berufenes Element; man weiß ja, daß in unserer glorreichen Zeit eine Hälfte der Bevölkerung damit beschäftigt ist, den Staat zu erhalten, den die andere Hälfte mit annähernd gleichem Eifer „umzustürzen“ sich befleißigt. Sotane Umstände konnten naturgemäß nicht ohne merkbare Einwirkung auf die Psychologie des Hausbesitzers bleiben, was man mit aller wünschenswerten Deutlichkeit auf den verschiedenen Hausbesitzertagen zu beobachten Gelegenheit hat. Dabei sind die Voraussetzungen, aus denen sich einst die gemeinderechtlichen Privilegien der Hausbesitzer fast natürlich ergaben, längst hinfällig geworden. Die Hausbesitzer haben aufgehört, das seßhafte, bodenständige, auf Tod und Leben mit Gedeihen und Verderb der Gemeinden verbundene Element, zumal in den Großstädten, zu sein. Sie „ergreifen“ ihren „Beruf“, wie ein Eckensteher den seinen. Sie geben ihn auf, wenn er ihnen nicht mehr lohnend genug erscheint. Ihre Sozialpolitik besteht in dem Jammer über die Beschränkung des Kahlpfändungs-

rechts, und ihr Verständnis für die Pflege nachbarschaftlicher Gefühle hat einer ihrer Führer dadurch am besten dokumentiert, daß er für den gemeinsamen Abort in den Massenmietshäuser eintrat, weil dadurch die — Verträglichkeit und Rücksichtnahme gefördert werde!

Gewiß übt der Hausbesitzer, der Mietswohnungen feil hält, eine heute notwendige ökonomische Funktion aus. Das tut aber auch der „Ehrliche Darlehnsvermittler", der rechts und links mit seinen Ärmeln die Zuchthausmauern von wegen des Wucherparagraphen merklich streift; wenn einer von diesen „Ollen ehrlichen Seemännern" vor das Gericht gestellt wird, pflegt er um mildernde Umstände mit dem Hinweise zu betteln, er und seinesgleichen seien nun einmal — — notwendige Übel.

In einem gewissen Sinne verhält es sich so aber auch mit dem Hausbesitz. Dieser Qualifizierung möchte ich alles persönlich Gehässige und Herabsetzende von vornherein ausdrücklich nehmen; es handelt sich, wie nicht oft genug betont werden kann, bei den großen ökonomischen und sozialen Reformen nicht um die Ausfechtung persönlicher Querelen. Eine ökonomische Einrichtung oder eine soziale Funktion kann gemeinschädlich sein oder werden, selbst wenn alle ihre Träger persönlich die besten, liebenswürdigsten und kultiviertesten Menschen sind. Wir erleben ja auf der anderen Seite auch oft, daß notwendige Reformen von Leuten gepredigt und gefördert werden, die als Individuen nicht einmal auf das unter Umständen schöffengerichtlich zu erzwingende Maß von bürgerlicher Achtung Anspruch erheben können. Tun wir aber alles Persönliche von dieser Darstellung ab, so

muß das Sachliche um so schärfer hervorstechen: nämlich die Tatsache, daß die heutige Form des Hausbesitzers und die an diese Form gekettete Art der Herstellung und Abgabe von Mietshausungen ein Übel, wenn auch ein heute notwendiges ist. Dieses Übels Wurzel liegt in dem privaten Eigentum am Wohnboden. Die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Umänderung dieser Verhältnisse hat erst in einer Minderheit unserer Volksgenossen die Bewußtseinsschwelle überschritten. Und diese Minderheit ist in Gemeinde, Staat und Reich politisch ohne entscheidenden Einfluß, in der Gesellschaft alles eher als „tonangebend", in der Wissenschaft nur schwach vertreten, in der Literatur ohne weithin gehörte Anwälte. Es ist uns allen schon geläufig geworden, daß der Staat ein so monopolistisches Unternehmen, wie die Eisenbahnen in seinen Besitz übergeführt hat; daß Städte Gaswerke, Elektrizitätswerke und Straßenbahnen besitzen; eine Verstaatlichung des Getreidehandels hat ebenso ihre Freunde, wie die Nationalisierung der Kohlen-, Erz- und Salzschätze der Erde: aber an eine Vergesellschaftung des Wohnbodens, die wohl zunächst in den Formen einer Kommunalisierung vor sich gehen müßte, ist man nur erst mit zögernden Vorschlägen herangetreten. Um so nachdrücklicher muß unser Volk auf die Wichtigkeit dieses Problems hingewiesen werden. Nur eine unablässige, von vielen Seiten in Angriff genommene Belehrung in Sachen einer rationellen (groß)städtischen Bodenpolitik kann den notwendigen und kaum noch aufschiebbaren gesetzgeberischen Maßnahmen die Wege bahnen. Die Auseinandersetzung, um die es sich dabei handelt, wird wohl ohnehin jahrelang dauern; aber daß sie, weil unvermeid-

lich, kommen wird, und zwar in nicht ferner Zeit kommen wird, ist meine feste Überzeugung. Die ganze minderbemittelte Bevölkerung unserer großen Städte leidet heute, in höherem oder in geringerem Grade, unter den Übeln eines veralteten, weder ethisch noch hygienisch zu rechtfertigenden Wohnungsmietsystems, dessen Vorteil nur einer verschwindend kleinen Minderheit zukommt. Freilich wollen wir dabei nicht übersehen, daß neben den Boden- und Hausbesitzern die zahllosen Hypothekeninteressenten stehen, deren mittelbares Haus- und Grundeigentum sie für die Aufrechterhaltung des Bestehenden in die Kampflinie führt. Aber der Widerstand ist nicht unüberwindlich, und es naht der Tag, wo das private Geschäft der Baulanderschließung und des Wohnungsbaues zu einer öffentlichrechtlichen Funktion werden wird. Die Lage ist ungefähr so, wie vor der Einführung der ersten Arbeiterschutzgesetze in der kapitalistischen Epoche: die „Unentwegten" erklärten den Kindermord in den Baumwollspinnereien von Lancashire noch immer für ihr heiligstes Gut und für ein unveräußerliches Menschenrecht der Unternehmer, als die öffentliche Meinung schon geschwenkt hatte und der humane Geist weitblickender Menschenfreunde bereits die Paragraphen der Schutzgesetze zusammenfügte. So darf uns auch heute das Gebaren der Boden- und Hausinteressenten nicht irre machen, die sogar den alten Schwindel von der Gefährdung der „Kulturinteressen" durch einen „wüsten Kommunismus" und andere alte abgestandene Märchen wieder aufleben lassen, um die Mächtigen im Staate ihren Wünschen gefügig und dienstbar zu halten. Unsere Bürokratie ist wahrlich nicht weitblickend, und die

herrschenden Klassen in Deutschland lassen einen schmerzlichen Mangel an dem common sense (d. i. ein zum Gemeinsinn geläuterter gesunder Menschenverstand) erkennen, der Englands bestimmende Mittelklassen in mancher Schicksalstunde des Inselreichs so rühmlich auszeichnete; auch wollen wir nicht übersehen, daß das zentrale Parlament des Reiches kraftlos, das des größten Einzelstaates durch ein ungeheuerliches Wahlunrecht zur Unfruchtbarkeit verdammt ist: die Not der Zeit schafft sich doch die Organe ihrer Abhilfe, letzten Endes unter Vernichtung der alten „Rechte".

Bei den Problemen der Stadterweiterung handelt es sich um den Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit der Bevölkerung, um die Zweckmäßigkeit der neuen Anlagen für die Befriedigung der wirtschaftlichen und sonstigen Bedürfnisse aller jetzigen und künftigen Bewohner des Stadtgebiets, um die Erfüllung hoher Ansprüche an die Schönheit der Siedelungen. Alles am besten zu erreichen, wenn die Gemeinde selbst Herrin des Bodens ist, wenn ihre freigewählten, unter der Kontrolle der Öffentlichkeit arbeitenden Vertreter erleuchteten Geistes ihre Obliegenheiten, beraten von den besten Meistern des Faches, erfüllen. Aber solange das Gemeineigentum nicht erreicht ist, muß wenigstens die möglichst billige Bereitstellung der Baustellen, die Erfüllung und Sicherung sozialer Zwecke, die Nutzbarmachung der Wertsteigerungen des Bodens für die Allgemeinheit gewährleistet sein, um den glatten, einfachen und billigen Ablauf des Prozesses der Stadterweiterung gewiß zu machen. Solchen Anforderungen kann nur eine öffentlichrechtliche Gebarung entsprechen. So will es auch

Karl von Mangoldt (in seinem Werke über die städtische Bodenfrage). Träger der öffentlichen Stadterweiterung sollen nach ihm in Zukunft nur öffentliche Körperschaften sein. In erster Linie die Gemeinde, dann aber auch Gemeindeverbände und der Staat, daneben endlich Baugenossenschaften, gemeinnützige Baugesellschaften, Siedelungsgenossenschaften usw. Damit diese Körperschaften sich das zur Durchführung der Stadterweiterung erforderliche Land beschaffen können, will ihnen v. Mangoldt ein zweckmäßiges Enteignungsrecht in Verbindung mit einer sogenannten Stadterweiterungstaxe gewähren. Das Enteignungsrecht soll sich nicht nur auf die für den Verkehrsraum nötigen Flächen beschränken, sondern ganz allgemein den gesamten Boden des Stadterweiterungsgebietes erfassen, die Enteignung aber erst dann eintreten, wenn die Stadterweiterung das Land tatsächlich erheischt. Das ist notwendig, um die einheitliche Behandlung des Gebietes nach einem großen Plane zu ermöglichen. Die Stadterweiterungstaxe soll endlich die öffentlichen Körperschaften bei der Anwendung der Enteignung gegen zu hohe Entschädigung schützen. Es soll nämlich das gesamte Land in der Erweiterungszone der Städte alsbald nach seinem jetzigen Werte taxiert werden. Wenn dann später die Enteignung eintritt, so soll nur der durch die Stadterweiterungstaxe festgestellte Wert zuzüglich gewisser mäßiger Extrazuschläge als Entschädigung bezahlt werden. Durch die Vornahme der Taxe würden also alle übrigen Preissteigerungen ausgeschlossen werden. Man mag solchen Plänen in Einzelheiten widersprechen, das aber kann kein Unbefangener leugnen: wenn die Gemeinde Herrin über Grund und Boden

ist, und wenn in der Gemeindeverwaltung und in der Bevölkerung überhaupt die Erkenntnis von der ungeheuren Wichtigkeit einer rationellen Stadterweiterung für die wirtschaftliche, geistige und körperliche Entwicklung der Bevölkerung durchgedrungen ist, dann wird man allerdings zugeben müssen, daß das von Mangoldt gezeichnete Ideal sich in weitem Umfange erreichen läßt.

Die Gegner durchgreifender Reformen leugnen freilich ihre Notwendigkeit, indem sie das Wohnungselend der minderbemittelten Großstadtbevölkerung als eine Folge individuellen Verschuldens hinstellen. So wie es noch immer Leute gibt, die bei jeder Arbeitslosendebatte mit der funkelnagelneuen Behauptung angerückt kommen: „Jeder, der arbeiten will, findet auch Arbeit", so gibt es ihrer auch, die da sagen: „Wer eine anständige Wohnung haben will, findet sie auch"; oder: „Die Leute fühlen sich nur wohl in Dreck und Speck; eine bessere Wohnung verschmähen sie, wie der Wiedehopf das reine Nest."

Wirklich? Sehen wir uns diese schmutzige Wiedehopftheorie einmal an der Hand der Tatsachen ein wenig genauer an!

Man hat oft entschuldigend gesagt: „Die Wohnfrage ist eine Lohnfrage." Das trifft für die Großstadt nicht zu. Denn gesetzt auch, daß die Arbeiterschaft, die in ihr zusammengepfercht ist, eine — offenbar nur sehr schwer erreichbare — Verdoppelung ihres Lohnes durchzusetzen vermöchte, so würden ihre Wohnungsverhältnisse dadurch noch nicht annähernd in gleichem Maße verbessert werden können; vielleicht würde eine ganz kleine Zahl der allerschlechtesten Wohnungen geräumt werden; aber ein all-

gemeiner Aufstieg fände sein jähes Ende an dem Mangel zureichender Wohnungen. Mit dem vorhandenen Quantum von Wohnräumen kann das Bedürfnis der großstädtischen Bevölkerung an genügend großen, genügend gelüfteten und besonnten, bescheidenen Ansprüchen der Sittlichkeit, der Gesundheitspflege und des Komforts entsprechenden Hausungen nicht befriedigt werden.

Der alte Revolutionär Peter Kropotkin versucht in seinem Buche „La Conquête du Pain"* (Die Eroberung des Brotes) zu schildern, wie sich wohl das Proletariat, einmal zur Macht gelangt, in den eroberten Städten, z. B. in Paris, einrichten werde. Er meint, was die Wohnungsfrage anlangt, es komme nur darauf an, die Idee der Expropriation der Häuser populär zu machen; die Enteignung selbst und die darauf naturgemäß folgende allgemeine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse würden keine „unübersteigbaren Hindernisse" bilden; man brauche eigentlich nur die in überfüllten Löchern Hausenden auf die leerstehenden Wohnungen zu verteilen und den behaglich, ja verschwenderisch wohnenden Reichen von ihren Gemächern den Überfluß zur Unterbringung Notleidender abzunehmen — dann sei diese Frage erledigt. Der prächtige alte Enthusiast, der, ein Mathematiker von Bedeutung, auf so vielen anderen Gebieten des Lebens und des Wissens das vorhandene Zahlenmaterial so sorgsam zu prüfen und so genau zu werten gewußt hat, ließ hier seinen Wünschen ein allzu freies Spiel.

Nehmen wir einmal zur Nachprüfung die Berliner

* Paris, P. V. Stock, Editeur.

Verhältnisse, die, wie jeder Sachkenner weiß, für das Kropotkinsche Experiment entschieden günstiger liegen würden als die Pariser. Bei der Grundstückaufnahme Ende Oktober 1900 wurden in den Vorderhäusern 694593 Räume mit 1039418 Bewohnern, und in den Hinterhäusern 329252 Räume mit 848532 Bewohnern gezählt; auf jeden Raum in den Vorderhäusern kamen also durchschnittlich 1½ Bewohner, auf jeden Raum in den Hinterhäusern beinahe 2½; würde diese Gesamtbevölkerung auf alle vorhandenen Räume gleichmäßig verteilt, so kämen auf jeden ungefähr 1,8 Bewohner, eine Zahl, die sich aber empfindlich erhöhen würde, wenn man gleichzeitig die 25170 Kellerwohnungen (davon 13745 in Vorderhäusern und 11425 in Hinterhäusern) mit zusammen 95948 Bewohnern gänzlich kassierte, wie vom gesundheitlichen und allgemein menschlichen Standpunkte aus nur recht und billig wäre. So groß die Entlastung für manche übervölkerte Hinterhauswohnung immerhin sein möchte, ideale oder auch nur annähernd befriedigende Wohnungsverhältnisse könnten auf diese Weise nicht geschaffen werden.

Wir können das noch durch eine andere Zahlenreihe verdeutlichen. Es wurden bei der erwähnten Zählung in Berlin überhaupt ermittelt: 470079 Wohnungen mit 1140479 Wohnräumen, in denen 1827447 Menschen hausten; von der Gesamtzahl waren solche ohne heizbares Zimmer, mit einem und mit zwei heizbaren Zimmern 369129; zusammen waren diese 870505 Wohnräume — Küchen mitgerechnet — bevölkert von 1362176 Menschen. Auf jede dieser „Wohnungen“ kamen durchschnittlich 3,7 Menschen. Nehmen wir an, daß die Woh-

nungen von 3—6 Zimmern dem Wohnbedürfnis ihrer Insassen in einer konvenablen Form entsprächen (was wegen der starken Abvermietung keineswegs überall wirklich der Fall ist), so bleiben uns zur Entlastung der kleinsten Wohnungen alle die mit mehr als 6 Zimmern; es sind solche von 7 heizbaren Zimmern bis, sage und schreibe, 52 heizbaren Zimmern; zusammen ergeben sich: 8581 Wohnungen mit 84460 Wohnräumen, besetzt mit insgesamt 52095 Menschen, durchschnittlich auf den Wohnraum also 0,61. Das so auffallend von den Verhältnissen der ärmsten Schichten der Berliner Bevölkerung abstechende Resultat kombinieren wir nunmehr nach Kropotkins Rezept mit dem früher gefundenen: wir haben also (unter Ausscheidung der jetzt schon konvenabel Wohnenden) für die Ärmsten und für die Reichsten zusammen in Berlin (nach der Aufnahme von 1900): 377710 Wohnungen mit 956965 Wohnräumen, belegt mit 1414271 Personen; es kämen demnach auf jeden Wohnraum (immer die Küchen mitgerechnet) 1,5 Personen. Daß das keine ideale Abhilfe für das in Berlin bestehende Wohnungselend wäre, liegt auf der Hand — wobei natürlich nicht im allermindesten geleugnet werden soll, daß auch bei einer so rein mechanischen Verpflanzung wenigstens eines Teils der durch schlechte Wohnungen besonders benachteiligten armen Bevölkerung in die angenehmen, gesunden und gut gebauten Häuser der Reichen und Reichsten in zahllosen Einzelfällen eine erhebliche Verbesserung zu verzeichnen sein würde. Das Gesamtergebnis des „Kropotkinschen Versuchs", wie wir das einmal nennen wollen, würde sich übrigens, wie nicht unerwähnt bleiben soll, noch erheblich verschlechtern, wenn man, wie oben die Keller-

wohnungen, so hier die ca. 7000 Wohnungen ohne einen heizbaren Raum von vornherein als für dauernde Benutzung durch Menschen ungeeignet erklären würde. Läßt man, um eine andere Verteilung noch zu erwähnen, in den minderwertigen Wohnungen nur je 1 Person in jedem „Raum“ hausen, so müßte für 491671 Menschen in den Häusern der Reichen (in Wohnungen mit 6 und mehr heizbaren Zimmern) Unterkunft geschafft werden. In jeden schon mit 0,61 Personen belegten Raum müßten wir dann noch ungefähr 5 andere Menschen pökeln — eine Besetzung, die auch in den an sich großen Zimmern „hochherrschaftlicher“ Wohnungen des westlichsten Ws von Berlin hygienisch und sittlich unzulässig sein würde.

Mit diesen Überlegungen und Nachweisen ist unsere Behauptung wohl genügend bekräftigt worden, daß der Arbeiterschaft selbst eine unter heutigen Verhältnissen unwahrscheinlich rasche und erhebliche Lohnsteigerung in der Großstadt nicht unmittelbar zu besseren Wohnungsverhältnissen verhelfen könnte. Eine allgemeine Lohnsteigerung würde viel eher zunächst eine starke Erhöhung der Bodenrente, ausgedrückt in Steigerung der Wohnungsmieten, zur direkten und rasch eintretenden Folge haben; aber sonst bliebe alles so ziemlich beim alten, denn wir haben einfach nicht die genügende Zahl menschenwürdiger Wohnungen vorrätig! Bei vorausgesetzter — ganz sicher nicht vorkommenden — Beharrung der Mietpreise auf der bisherigen Höhe würde also eine Vermehrung des Lohneinkommens für die Handarbeiter zunächst nur eine im Interesse der Kulturentwicklung allerdings geradezu mit Freudenrufen zu

begrüßende und absolut notwendige Erleichterung schlechthin unerträglicher Lasten, keine oder nur unbedeutende Verbesserung der Wohnung selbst bedeuten. Daß auch jene relative Verminderung der Last von außerordentlicher Bedeutung wäre, weiß jeder, der die Rolle des Mietsaufwandes in dem Budget eines Arbeiters (aber freilich nicht allein eines Arbeiters) kennt.

Soll also den Minderbemittelten und im Wohnungselend Verkommenden rasche Hilfe werden, so ist der Bau neuer Wohnungen mit allen Mitteln zu fördern. Ich stehe persönlich auf dem Standpunkte, daß der Eigenbau der Gemeinden dazu am dienlichsten ist, und meine Überzeugung ist durch englische Erfahrungen nur immer mehr gefestigt worden. Aber ich bin so wenig pedantisch, daß ich unter den heutigen Umständen auch jede Erleichterung der privaten Bautätigkeit billige und, wie die Dinge nun einmal bei uns liegen, nicht verkenne, wieviel einige der vielen, oft gescholtenen „Spekulationsgesellschaften“, unter Übernahme eines manchmal wahrlich nicht geringen Risikos, zur Belebung des großstädischen Baugeschäfts beigetragen haben. Wären sie nicht gewesen, so sähe es mit Qualität und Quantität der großstädtischen Wohngelegenheit höchstwahrscheinlich noch viel, viel schlechter aus als heute.

Indessen: der gemeindliche Wohnungsbau muß als das Ziel aufgesteckt werden. Wie weit sind wir aber in Deutschland noch von der Anerkennung seiner Notwendigkeit und Durchführbarkeit entfernt! Bei uns ist es viel gewöhnlicher und „natürlicher“, daß eine Gemeinde das Bauen beschränkt, wenn einmal eine gewisse Fülle leerstehender Wohnungen auf die Höhe der Mietspreise zu

drücken beginnt — wie es in Dresden vor ein paar Jahren geschah. In England ist man weiter; der Londoner Grafschaftsrat hat 50 000 Menschen in eigenen Häusern untergebracht, für die er 90 Millionen Mark in einem Jahrzehnt aufwandte; und für eine noch größere Zahl von Menschen wird er demnächst Häuser errichten. Ich werde nie den Ausdruck berechtigten Stolzes in dem Gesichte des alten sozialistischen Arbeiterführers und jetzigen Kabinettsministers John Burns vergessen, mit dem er mich durch die langen Reihen gemeindlicher Häuser im Londoner Vorort Tooting führte, deren Schöpfung so recht eigentlich sein Werk ist. Und wie er hinzufügte: "All this is treachery!" — „Alles das ist Verrat" — ein kleiner Seitenhieb gegen Prinzipienreiter, die sein Wirken auf diesem Gebiete als „verderblich für die Arbeiterklasse" bezeichnet hatten. In London hat, das soll zu erwähnen nicht vergessen werden, der Eigenbau des Grafschaftsrats die private Unternehmungslust im Baugewerbe nicht unterbunden, sondern lebhaft angeregt; die Gemeinden dürfen nach dem Gesetze nur für Handarbeiter bauen: Grund genug für die privaten Unternehmer, in der Umgebung solcher neu geschaffenen Arbeiterkolonien auch die Bedürfnisse anderer Kreise der Bevölkerung ausgiebig zu befriedigen.

Gewiß kann man englische Verhältnisse nicht ohne Einschränkung mit deutschen vergleichen: die rechtlichen Institutionen der beiden Länder sind gerade so verschieden, wie die traditionelle Art des Wohnens. Aber so groß sind die Verschiedenheiten denn doch auch nicht, daß wir nicht von englischen Vorbildern lernen könnten. Und auf dem Gebiete des Wohnungswesens haben wir von

ihnen zu lernen, sowohl was die Tätigkeit der Gemeinden angeht, wie in Sachen der planmäßigen Dezentralisation großstädtischer Bevölkerung.

Lang war diese Abschweifung. Wir müssen aber noch einmal zu jenem Punkte zurückkehren, wo wir den Faden unserer Darstellung eines Proletarierlebens fallen ließen. Wir sahen, daß ein erheblicher Teil der minderbemittelten Großstadtbevölkerung zu einer gewissen Zeit seines Lebens — nämlich nach dem Verlassen des elterlichen Heims und bis zu der Gründung einer eigenen Familie — den Gefahren des Schlafstellenwesens ausgesetzt ist. Man muß sich diesen Prozeß ungefähr so vorstellen, wie den regelmäßigen Ablauf des Schulbetriebs: eine Stadt hat vielleicht nach den Angaben der Statistik 10000 Schulkinder; diese Zahl kann viele Jahre hindurch fast ganz gleich bleiben; aber die Zusammensetzung der Schülermassen wechselt beständig, manche Kinder verlassen die Schule und andere treten an ihre Stellen ein. So auch bei den Schlafburschen und Schlafmädchen.

Wenn nun zwei aus dieser Schar sich zum Bunde für das Leben zusammentun und mit Hilfe des Abzahlungsgeschäfts sich den Hausrat für ihre Wohnung anschaffen, so haben sie in der Regel keine Aussicht auf eine nennenswerte Verbesserung ihrer Lebensumstände vor sich. Im Gegenteil: die Ankunft der Kinder legt den Eltern zunächst für eine Reihe von Jahren wachsende Lasten auf. Erleichtert werden sie für einige Zeit durch die Beiträge der Kinder zu den Kosten des gemeinsamen Haushalts, solange sie im erwerbsfähigen Alter eben im Eltern-„Hause“ aushalten. Dann aber kommen rasch die Jahre sinkender Einnahmen für den Proletarier.

Bei der jetzt üblichen Intensität der gewerblichen Arbeit sind die Männer mit ergrauendem Haare nicht gern gesehen, weder in der Fabrik noch auf dem Bauplatz; frische Kräfte, pralle Muskeln und scharfe Augen werden „gefragt", zitternde Finger und stumpfe Sinne kann man nicht gebrauchen. Um überhaupt noch Erwerb zu finden, muß deshalb der ältere Arbeiter mit seinen Lohnforderungen oftmals stark herabgehen. Aber — „leben" will und muß er doch: also spart er an der Wohnung. Der schneidende Gegensatz, dem wir im Aufbau der Gesellschaft begegnen (daß nämlich die körperlich am schwersten Arbeitenden am schlechtesten wohnen, wie sie sich auch am schlechtesten nähren und kleiden müssen), dieser schneidende Gegensatz tritt uns in den engeren Grenzen der minderbemittelten und armen Volksschichten mit nicht minder abstoßender Brutalität entgegen: die Alten, die Abgerackerten, die Helden und Heldinnen eines lebenslangen, harten und aussichtslosen Kampfes gegen die Armut wohnen wieder von den Arbeitern am schlechtesten! Ich habe immer gefunden, daß die Jahre nachlassender körperlicher und geistiger Spannkraft für die Arbeiter am allerschwersten zu ertragen waren; ein müder Pessimismus beginnt ganz sacht aber unaufhaltsam an die Stelle fröhlichen Kampfestrotzes und stolzen Selbstbewußtseins zu rücken; die körperlichen Unbehaglichkeiten nahenden Greisenalters paaren sich mit dem seelischen Schmerz über ein im ganzen doch freudlos verbrachtes Leben, ein düsteres Grau versperrt den Blick auf die letzte Wohnung — die, die fünf Schuh unter dem Rasen liegt.

In Berlin, aber auch in Kiel, Leipzig, Nürnberg und Dresden haben mir alte Proletarier besonders darüber

ihr Leid geklagt, daß die Not sie in unsaubere und mit Ungeziefer aller Art behaftete Wohnungen oder in sogenannte „Leichenkammern“ zwang. Mit „Leichenkammern“ bezeichneten sie Räume, in denen rasch hintereinander Insassen an bestimmten ansteckenden Krankheiten, z. B. Lungenschwindsucht oder Krebs gestorben waren. Daß es in jeder Großstadt derartige Infektionshöhlen gibt, wissen die Hygieniker. Auf der Ausstellung zum XIV. Internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie im Jahre 1907 zu Berlin hatte ein Stabsarzt aus Posen Pläne jener Stadt ausgestellt, auf denen für eine Reihe von Jahren die Todesfälle an Tuberkulose und Krebs mit verschiedenfarbigen Punkten auf die Sterbehäuser eingetragen waren: da konnte man die Existenz dieser „Leichenkammern“, fern vom Schuß, studieren. Wie vielen von den Betrachtern der Tafel wohl die Erkenntnis aufgedämmert sein mag: „Man kann einen Menschen mit einer Wohnung gerade so gut töten, wie mit einer Axt?“ Wie viele mögen wohl einmal zu ermessen versucht haben, was es für einen wackeren Lebenskämpfer heißt, nicht nur sich selbst, nein, auch eine alte liebe Wegesgefährtin in die „Leichenkammer“ zu führen, weil — nur gerade dafür noch die Miete erschwinglich ist?

So ist der Kreis geschlossen.

Vom ersten Lebensschrei bis zum erlöschenden Todesröcheln haben wir ein Individuum, das für viele Millionen steht, in den großstädtischen Wohnungsverhältnissen der Minderbemittelten begleitet. Daß wir dabei zu schwarz gemalt hätten, kann und wird niemand behaupten, der „die andere Seite“ unseres Volkslebens

aus eigener Anschauung kennt; eher müssen wir den Vorwurf des Gegenteils fürchten, denn wir haben eine Gruppe von Großstadtbewohnern gar nicht erwähnt: die Obdachlosen; alle diejenigen, die nicht einmal in der billigsten und scheußlichsten Schlafstelle, in der niedrigsten Penne einen Unterstand mehr finden, frierend, hungernd, bettelnd durch die Straßen ziehen, bei mildem Wetter in einer Laubenkolonie, auf Neubauten oder auf dem Rasen eines Parks nächtigen und an kälteren, nassen Abenden den Marterweg zum städtischen Obdach oder zum Hause des Asylvereins ziehen. Es gehört in der Tat die Feder eines Heijermanns, der Griffel eines Klinger dazu, um die Obdachsnot, den Jammer dieser Schiffbrüchigen zu schildern. Wer einmal nur dort einen Blick in den Malstrom des Großstadtlebens geworfen hat, der begreift wohl, daß einer oder der andere der Unglücklichen an den ersten besten Schutzmann herantritt und eine derbe Majestätsbeleidigung ausstößt, um in das immer noch menschlichere Gefängnis zu kommen, begreift aber nicht, warum denn alle die anderen vor dem gleichen Tun zurückbeben. Sie sollten ihre Stimmen zu einer einzigen ungeheueren gellenden Menschheitsbeleidigung vereinigen! Die Rache der Gesellschaft würde ihnen dann vielleicht gewähren, was die Gleichgültigkeit ihnen versagt!

Von Zeit zu Zeit hören wir von den Statistikern, daß sich die Lebenshaltung der Massen gehoben habe. Der Geldlohn der Handarbeiter ist in der Tat in den letzten Jahrzehnten gestiegen, in manchen Fällen sogar beträchtlich. Aber vorschnellem Urteil und weitgehenden Schlußfolgerungen aus dieser Tatsache halte ich nur eine

Äußerung entgegen: Heinrich Freese, der Bodenreformer, hat in seiner großen Berliner Fabrik feststellen können, daß die ganze Lohnsteigerung seiner Arbeiter für höhere Wohnungsmieten aufgewendet werden mußte, ohne daß sich die Qualität der Hausung wesentlich verbessert hätte! Dieselbe Feststellung könnte man allgemein machen.

Wahrheit ist, daß die erstaunlichen Fortschritte der Technik, die immer weiter ausgedehnte Herrschaft des menschlichen Geistes über die Natur nur einer verschwindend kleinen Minorität zugute gekommen sind. Die große Mehrheit der industriellen und großstädtischen Bevölkerung ist zu einem Leben verurteilt, dem ein vernünftiges Ausmaß von materieller Versorgung, Muße und einigem Schmuck durchaus und dauernd mangelt. Am drückendsten aber ist

das Wohnungselend.

